1.20 DM/Band 16

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Schweiz Fr 1.50



In den Klauen der Vampire

Professor Zamorra Nr. 16

von Susanne Wiemer

erschienen am 28.01.1975

In den Klauen der Vampire

Die Sonne versank als Glutball im Westen.

Noch stand ein Streifen des dunstigen roten Widerscheins über dem Horizont und übergoß den Ozean mit malvenfarbenem Glanz. Die Silhouetten der Inseln lagen wie schwarze Buckel im Wasser, und Masten, Schornstein und Flaggenstag des Fährschiffs »Aloha II« bildeten ein schwarzes Filigran vor dem Hintergrund des Himmels. Kapitän Morton Danning hatte das Ruderhaus verlassen – das Wetter war gut, der Steuermann würde die Passage durch das Riff allein finden. Sie hatten eine Gruppe bleichsüchtiger, sonnenhungriger Touristen zu den Hotelpalästen auf einer erst kürzlich für den Tourismus erschlossenen Insel geschippert, jetzt war die »Aloha II« auf dem Rückweg nach Oahu. Nur noch ein einziger Passagier lehnte im Halbdunkel an der Reling und blickte auf das ruhige Wasser hinaus. Morton Danning musterte den Mann. Der Bursche war hoch gewachsen und hager, verfügte über eine ausgeprägte Raubvogelphysiognomie und trug das schwarze Haar für sein Alter und den Geschmack des Kapitäns ein Stück zu lang. Auch der merkwürdige schwarze Umhang um seine Schultern war nicht gerade das, was die Herrenmagazine für diesen Sommer vorschlugen. Aber in punkto Mode bei Hawaii-Touristen hatte Morton Danning längst aufgehört, sich zu wundern. Er schob seine Kapitänsmütze ins Genick, zündete sich eine Zigarette an und wandte sich nach Steuerbord, weil er erstens selbst nicht zu den gesprächigen Typen zählte und zweitens auch nicht den Eindruck hatte, daß sein Fahrgast Wert auf eine Unterhaltung legte.

In diesem Punkt allerdings schien er sich geirrt zu haben. Der Hagere löste sich von der Reling und kam herüber. Im Ungewissen Licht wirkte sein Gesicht fast geisterhaft bleich, der Umhang bauschte sich um seine Schultern. Er lächelte und entblößte dabei zwei Reihen weißer glänzender Zähne.

Morton Danning hatte das Gefühl, daß etwas nicht stimmte.

Der Kapitän war ein scharfer Beobachter – aber er brauchte einen Moment, bis ihm bewußt wurde, daß es an den Zähnen lag. An diesen langen spitzen Eckzähnen, die im ersten fahlen Mondlicht schimmerten wie scharfe Fänge, über die dünne Unterlippe des Burschen ragten und… Danning wollte etwas sagen, doch er brachte kein Wort heraus.

Eben noch hatte alles normal ausgesehen, war der Fremde über das Deck gekommen wie irgendein beliebiger Passagier, der Unterhaltung sucht. Jetzt schien er sich wie ein Raubtier anzuschleichen.

Etwas hatte sich verändert, verschoben, so wie Gewitterstimmung einen sonnigen Tag verändern kann, und von einer Sekunde zur anderen verwandelte sich das friedliche Bild in die Szenerie eines Alptraums.

Danning wich zurück.

Er brauchte seine ganze Selbstbeherrschung, die ganze Kraft seiner unerschütterlichen, handfesten Vernunft, um das Gefühl des Unheimlichen abzuschütteln. Seine Stirn fürchte sich, und er schalt sich selbst einen Narren.

»He«, brummte er. »Was haben Sie denn, Mister? Ist Ihnen nicht gut oder…«

Der Fremde war noch etwa zwei Yard entfernt, als er jäh vorschnellte.

Nicht einmal ein Funkeln in seinen gelblichen Augen hatte ihn verraten, und der Angriff kam selbst für Kapitän Danning überraschend. Er wurde gegen die Reling zurückgeschleudert. Hart prallte der hagere Körper des Fremden gegen ihn, zwei Hände schossen auf ihn zu, schlugen seine zur Deckung erhobenen Arme beiseite, und in der nächsten Sekunde sah er die gelben Augen und die glänzenden Zähne dicht vor sich.

Er schrie, als er den heißen Atem des Ungeheuers spürte. Schrie, als sich die gräßlichen Zähne in seinen Hals bohrten. Namenloses Entsetzen lähmte ihn. Er spürte das Rieseln von warmem Blut auf der Haut, er spürte in einer Art düsterem Taumel das Schwinden seiner Kräfte – aber er war unfähig, irgend etwas dagegen zu unternehmen.

Erst Minuten später ließ der Fremde von dem ausgebluteten Leichnam ab.

Der schwarze Umhang bauschte sich im Wind, die gelben Augen verengten sich und glänzten matt wie Messing. Hoch aufgerichtet

verharrte der hagere Mann, sah sich um und lauschte.

Alles blieb still. Kein Mensch schien den schrecklichen Schrei gehört zu haben. Der Fremde blieb noch ein paar Sekunden reglos stehen, dann wandte er sich um und glitt mit lautlosen Schritten in den Schatten des Deckhauses.

Eine breite Treppe führte hinunter in den Salon.

Zwei braunhäutige hawaiianische Matrosen spielten Karten an einem der Tische. Sie hörten die gleitenden Schritte nicht. Und sie sahen auch nicht, daß ein Schatten über sie fiel – denn die hagere Gestalt des Fremden warf keinen Schatten.

Ein blitzschneller Handkantenschlag traf das Genick des älteren Matrosen und tötete ihn auf der Stelle.

Der Jüngere riß den Kopf hoch. Die Karten entglitten seinen Fingern und fielen auf die Tischplatte, seine dunklen Augen weiteten sich mehr überrascht als erschrocken. Er starrte den Fremden an – und da erfaßte sein Blick die dunklen schimmernden Blutstropfen um den schmalen Mund.

Ein paar gurgelnde, kehlige Laute in seiner Heimatsprache – das war alles, was er noch herausbrachte.

Er begriff nicht, was über ihn kam. Wie gelähmt saß er da, an seinen Platz gebannt von einem namenlosen, aus unauslotbarer Tiefe emporsteigenden Grauen. Viel zu spät reagierte er, viel zu spät setzte der Mechanismus der Selbsterhaltung wieder ein – und der Biß in die Kehle lähmte seine Widerstandskraft fast augenblicklich.

Diesmal ließ der Fremde schneller von seinem Opfer ab.

Tiefe Zufriedenheit sprach aus seinem Blick, als er sich überzeugte, daß der Mann zu seinen Füßen tot war. Die gelben Augen glitzerten, das bleiche scharfe Gesicht hatte sich auf eigentümliche Weise verjüngt und geglättet. Mit einem tiefen Atemzug richtete er sich auf, wandte sich abermals um und huschte die Treppe wieder hinauf, über die er gekommen war.

Leif Eckström, der hünenhafte schwedische Steuermann, wurde von der gnadenlosen Stahlklammer zweier Hände erwürgt, ohne daß ihn auch nur das leiseste Geräusch warnte.

Der Fremde schleifte die Hünengestalt fast mühelos in eine Ecke des Ruderhauses. Nicht einmal sein Atem hatte sich beschleunigt, als er auf die Gräting trat, mit beiden Fäusten das Steuerrad umfaßte und durch die Fensterscheibe hinaus in die Nacht blickte. Das Wasser war jetzt schwarz, die Inseln nichts anderes als unregelmäßige Flecke, in denen sich keine Sterne spiegelten. Wie eine bleiche, blaßgoldene Scheibe hing der Mond am Himmel, die Nüstern des Fremden blähten sich, und er erbebte wie unter der Berührung einer fremden, alles durchdringenden Kraft.

Die »Aloha II« änderte ihren Kurs.

In weitem Bogen pflügte sie durch das stille Wasser, ließ die dunklen Höcker der Inseln hinter sich und glitt wieder auf das Riff zu…

***

Morton Danning erwachte in der Hitze des Mittags.

Sein Schädel schmerzte, und in seinen Gliedern spürte er ein seltsames Gefühl der Starre. Dunkelgrüne Schatten umgaben ihn, der Boden unter ihm war trocken und weich. Mühsam öffnete er die Augen und schloß sie sofort wieder, weil ihn selbst das wenige einfallende Licht schmerzte.

Er strengte seinen Kopf an, was mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war. Immerhin reichte es zu der Feststellung, daß er nicht wußte, wo er sich befand, und daß er – was ihn weit mehr beunruhigte – auch keine Ahnung hatte, wie er hierhergekommen sein konnte.

Hatte er getrunken?

Eine dieser fürchterlichen Sauftouren durch sämtliche Kneipen von Honolulu unternommen?

Es war lange nicht mehr passiert, aber es lag im Bereich des Möglichen. Er erinnerte sich nur noch dunkel, daß er eine Fahrt zu den Johnston-Inseln gemacht hatte. Und danach… Er schüttelte den Kopf. Der scharfe Schmerz, der ihn dabei durchzuckte, schien seltsamerweise seine Gedanken zu klären. Erneut öffnete er die Augen, stützte sich auf die Ellbogen und sah sich um.

Blätter raschelten, Ranken schaukelten vor seinem Gesicht. Er lag unter einer dichten Matte aus Schlinggewächsen, geschützt wie in einer Höhle. Nur einzelne Sonnenstrahlen stachen durch das Blätterdach, der Boden war getupft mit goldenen Reflexen, und irgendwo zerriß ein Vogelschrei die Stille wie ein Signal.

Danning riß sich zusammen und kroch unter den Schlinggewächsen hervor. Hier draußen herrschte immer noch Schatten, hohe, schlanke Stämme trugen ein dichtes Dach aus verflochtenen Baumkronen, aber es fiel genug Licht ein, um den schmerzhaften Druck hinter Dannings Augen zu verstärken. Er mußte einen fürchterlichen Kater haben – anders ließ sich sein Zustand seiner Meinung nach nicht erklären. Sein ganzer Körper war steif, seine Glieder schienen ihm nicht gehorchen zu wollen. Er biß die Zähne zusammen, sah sich um und fragte sich, auf welcher der Inseln er sich wohl befinden mochte.

Ehe er eine Antwort darauf fand, fiel sein Blick auf die leuchtenden Früchte an den Bäumen, und dabei wurde ihm bewußt, daß er quälenden Hunger hatte.

Er brauchte nur ein paar Schritte zu machen und die Hand auszustrecken. Aber als er die Frucht in den Fingern hielt, überkam ihn plötzlich heftiger Widerwille. Er preßte die Zähne zusammen,

kämpfte mit sich. Der Hunger zog seine Eingeweide zusammen, gleichzeitig spürte er unüberwindlichen Ekel.

Er stieß einen Fluch aus, schleuderte die Frucht wütend in das Gewirr der Schlinggewächse und wandte sich ab, um sich einen Weg aus dem Wald heraus zu suchen.

Instinktiv wählte er die Richtung, bei der er die Sonne im Rücken hatte, weil er das Licht nicht ertrug. Er folgte einem der schmalen Pfade, die den Wald durchkreuzten, und fragte sich dabei, ob sie von Menschen oder von Tieren getrampelt worden seien. Einen bewohnten Eindruck machte die Insel nicht. Morton Danning schob zornig die Fäuste in die Taschen, marschierte weiter und verfluchte die Umstände, die ihn in diese Situation gebracht hatten und an die er sich beim besten Willen nicht erinnern konnte.

Allmählich lichtete sich der Wald um ihn. Das Licht wurde heller, und mit der Helligkeit wuchs die lähmende Schwäche in Dannings Gliedern. Die Luft um ihn schien zu kochen, die Sonne mit spitzen Glutpfeilen nach ihm zu schießen. Am liebsten wäre er umgekehrt, hätte sich wieder im schützenden Schatten unter der Schlingpflanzenmatte verkrochen, aber er nahm sich zusammen und marschierte weiter.

Der Wald ging in einen lichten Palmengürtel über. Zwischen schlanken grauen Stämmen und Federwipfeln schimmerte tiefblau das Wasser der Lagune, schwamm das Riff weiter draußen zu opalisierenden Spiegelungen auseinander. Danning prallte zurück vor dem Faustschlag der Hitze. Schwankend stand er da, die Hände um einen der Stämme gekrallt, und versuchte, sich an diese gräßliche, alles verschlingende Helligkeit zu gewöhnen.

Nur flüchtig kam ihm der Gedanke, daß irgend etwas nicht mit ihm stimmen konnte. Er hatte schon öfter einen Kater gehabt, aber niemals derart unter der Sonne gelitten. Ob er irgendeine Krankheit ausbrütete? Irgendein Fieber, das er sich auf den Inseln geholt hatte?

Er grub die Zähne in die Unterlippe, schirmte seine Augen mit der Hand ab, um der verschwimmenden Linie des Horizonts zu folgen – und fuhr im nächsten Moment zusammen.

Die Konturen eines Bootes tauchten aus der flimmernden Luft.

Ein Segler mit Außenbordmotor, flach, schnittig, schneeweiß auf dem Blau des Wassers. Er kreuzte im leichten Wind auf der Lagune, und Danning konnte deutlich die Gestalt mit der blauen Schirmmütze und der makellosen Seglerkluft erkennen.

Tourist, dachte er.

Einer von den Freizeitskippern, die ihre Nußschalen mit Vorliebe auf die Riffe setzen, weil sie keine Ahnung haben. Aber im Moment war ihm das vollkommen gleichgültig. Er überwand die unklare Scheu vor der Hitze, rannte taumelnd aus dem Schatten der Palmen über den

Strand und winkte weit ausholend mit beiden Armen.

Der Tourist sah ihn sofort.

Sein ungeschicktes Wendemanöver mißglückte. Er nahm die Segel aus dem Wind, latschte den Baum fest und warf den Motor an. Mit sattem Brummen glitt das Boot näher, und Danning konnte deutlich das gebräunte Gesicht des Unbekannten und das helle Haar unter der Schirmmütze sehen.

Der Hunger kam zurück.

Er erfaßte ihn wie eine Woge, schien ihn zu schütteln. Danning starrte dem Boot entgegen und verfluchte sich selbst. Er dachte an Hammelbraten. Saftigen Hammelbraten mit Reis, Rosinen, gerösteten Mandeln, wie ihn seine hawaiianische Freundin zubereitete. Er schloß für Sekunden die Augen, stellte sich den Geschmack vor – und dann kämpfte er verzweifelt gegen das Gefühl an, sich übergeben zu müssen.

Der Ekel war wieder da – dieser rätselhafte Widerwille, der ihn schon daran gehindert hatte, die Frucht zu essen. Aber gleichzeitig krallte sich der Hunger in ihm fest, nagte, bohrte, wühlte. Danning begriff das nicht. Es mußte eine Krankheit sein, dachte er erneut. Er schluckte krampfhaft, befeuchtete seine trockenen Lippen mit der Zunge und konzentrierte seine Aufmerksamkeit wieder auf den Segler.

Das Boot glitt heran, der Kiel knirschte über Sand. Der blonde Mann sprang mit nackten Füßen ins flache Wasser und zog den Kahn ein Stück höher, bis er nicht mehr abgetrieben werden konnte.

Aus irgendeinem Grund kam Morton Danning nicht auf die Idee, bei dem Manöver zu helfen. Er stand starr da. Seine Schläfen hämmerten – nein, sie hämmerten nicht, ein eigentümliches Brennen schien von innen her dagegenzubranden, als sei sein Schädel mit weißglühendem Metall gefüllt.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte der blonde Mann mit einem leicht irritierten Lächeln. Danning räusperte sich.

Es klang wie ein Knurren. Mit der ganzen Kraft seines vergangenen Selbst brachte er einen vernünftigen Satz zustande.

»Ich brauche einen Arzt. Ich bin… Ich weiß nicht, wie ich hierhergekommen bin, verdammt! Irgend etwas wie … Gedächtnisschwund oder … Ich weiß nicht …«

Die Worte versickerten.

Er starrte den Mann an, und der Hunger zerriß ihn. Er hatte schon drei Schritte getan, ehe er begriff, daß er auf den Fremden zuging.

Er wußte, was er tun wollte. Der Schrei des Entsetzens, der sich in seinem Hirn bildete, drang nicht mehr nach außen. Für Sekunden hatte er das Gefühl, als tue sich ein Abgrund in ihm auf, aber es war ein Abgrund, der ihn nicht mehr stoppen konnte.

Der Blonde machte nur eine schwache Abwehrbewegung.

Er begriff überhaupt nichts. Er fand nicht einmal Zeit, das Grauen auszuloten, das da am hellichten Tag über ihn hereinbrach. Dannings Fausthieb traf sein Kinn, schleuderte ihn rückwärts in den heißen Sand, und ein dünner Blutfaden sickerte aus seinem Mundwinkel.

Für die Dauer eines Herzschlags blieb Morton Danning reglos stehen.

Sein Blick haftete an der winzigen Blutspur. Rubinrote Tropfen auf glatter gebräunter Haut. Danning zitterte. Er zitterte vor Hunger, er zitterte vor Furcht. Er wußte, daß er verrückt sein mußte, daß er im Begriff war, etwas unvorstellbar Gräßliches zu tun – doch im nächsten Moment wurde dieses Wissen hinweggefegt von der Explosion einer Gier, der sich keine Macht der Welt entgegenstellen konnte.

Wie ein Tier warf sich Morton Danning über sein bewußtloses Opfer, schlug die Zähne in die pulsierende Kehle und begann das warme, sprudelnde Blut zu trinken…

***

Einige tausend Meilen entfernt tobte ein Gewitter über dem Loiretal.

Blitze zuckten und schienen wie blauweiße Narben den Himmel aufzureißen. Die Konturen der romantischen Hügel verschwammen mit den schwarzen Wolkenbänken und wuchsen zu drohenden Gebirgen. Noch fiel kein Regen, die Luft war erfüllt von schwefeliger Helle. Auf den Zinnen von Château Montagne lag ein eigentümlicher Messingglanz, der die Perspektive verzerrte und das alte Gemäuer unwirklich aussehen ließ wie das Bild eines surrealistischen Malers.

In der Halle herrschten gedämpftes Licht und behagliche Wärme.

Professor Zamorra saß zurückgelehnt in einem der tiefen Ledersessel und sog mechanisch an seiner Pfeife. Er lauschte auf die harten, schmetternden Entladungen des Donners. Gewitter beunruhigten ihn normalerweise nicht. Aber heute… Sein Blick glitt zu Nicole Duval hinüber. Sie ging nervös auf und ab, blieb immer wieder vor einem der Fenster stehen und spähte durch die schweren roten Vorhänge. Zamorra kam wieder einmal zu der Erkenntnis, daß er das widersprüchliche Wesen seiner Sekretärin wohl nie ergründen würde. Sie gab sich höchst realistisch. Und unter Realität verstand sie alles, was sie sehen, anfassen oder zumindest unter Oberbegriffe wie Gefühl, Verstand und Logik einordnen konnte. Die parapsychologischen Forschungen ihres Arbeitgebers betrachtete sie als eine Art Tick, der sich mit viel Geduld vielleicht doch noch eines Tages heilen ließ. Aber Gewitter fürchtete sie fast noch mehr als ihren Zahnarzt, obwohl beide ihr noch nie irgendeinen Schaden zugefügt hatten.

Als sie sich umwandte, hatten sich ihre Augen verdunkelt. Die Goldfunken, die sonst darin tanzten, waren wie weggewischt.

»Ob wohl auf Hawaii um diese Zeit die Sonne scheint, Chef?« fragte sie ziemlich kläglich.

Zamorra lächelte. Er wußte, worauf sie anspielte. Bill Flemings Brief lag noch neben dem Kristallascher auf dem Tisch – und es war dieser Brief, mit dem seine eigene Unruhe zusammenhing. Er kannte ihn auswendig. Jedenfalls die wichtigsten Passagen daraus: *Du kennst Kitty Silver ja von Deinem letzten Besuch in New York, und ich erzähle Dir sicher nichts Neues, wenn ich Dir sage, daß wir uns glänzend verstehen. Wir planen einen Urlaub auf einer so gut wie unbewohnten Insel von Hawaii. Ich habe das Terrain bereits bei einer kurzen Stippvisite erkundet – es ist das perfekte Paradies, wie geschaffen für Zivilisationsgeschädigte Großstädter. Dir könnte ich es ebenfalls als Medizin verschreiben. Unter Palmen und südlicher Sonne gibt es Geister, mein lieber Zamorra – ich hoffe, Du verzeihst mir die Respektlosigkeit. Und falls Dich selbst die Abwechslung nicht lockt – Deiner reizenden Sekretärin dürfte es sicher guttun, die schattigen Gefilde von Château Montagne für eine Weile mit tropischer Sonne zu vertauschen. Kurz gesagt: Ihr seid herzlich eingeladen! Wir starten bereits übermorgen und hoffen, daß ihr so bald wie möglich dazustoßt. Da es heutzutage selbst in abgelegenen Südseeparadiesen Telefon gibt – die Nummer samt genauer postalischer Adresse steht auf der beiliegenden Karte –, kannst Du uns jederzeit erreichen. Ich hoffe, daß Du Dir einen Ruck gibst, und rechne mit einer positiven Nachricht. Einstweilen herzliche Grüße Dein Freund Bill*

Zamorra sog langsam und nachdenklich an der Pfeife. Draußen hatte es inzwischen zu regnen begonnen. Schwere Tropfen klatschten gegen die Fensterscheiben, selbst durch die geschlossenen Vorhänge war der Widerschein der grellen Blitze zu sehen. Der Professor runzelte leicht die Brauen, als der nächste Donnerschlag mit hartem Krachen niederfuhr, nagte an der Unterlippe und versuchte sich darüber klarzuwerden, warum ihn Bill Flemings Brief schon den ganzen Tag über beschäftigte.

Ein Urlaub war im Moment weder geplant, noch paßte er in Zamorras Terminkalender. In der nächsten Woche begann in Chicago ein internationaler Kongreß für Grenzwissenschaften, der interessante Begegnungen versprach. Der Professor wollte ihn nicht versäumen. Schon zweimal hatte er sich hingesetzt, um Bill brieflich abzusagen – aber jedesmal hatte ihn irgend etwas daran gehindert, die Nachricht zu schreiben.

Er lehnte sich zurück und senkte die Lider.

Vor seinen inneren Augen erstand das Panorama einer südlichen Insel: Palmen an einem sanft geschwungenen Strand, blaues Wasser und Sonnenschein. Das Bild war so deutlich, als könne er es tatsächlich vor sich sehen. Er glaubte förmlich, die Hitze der Sonne zu spüren, den sanften Wind auf der Haut – aber merkwürdigerweise brachte er es nicht fertig, das alles als ein friedliches Bild zu empfinden.

Irgend etwas anderes schob sich dazwischen. Etwas, das Zamorra nicht genau identifizieren konnte, das sich dem geistigen Zugriff entzog.

Ein Gesicht? Augen…?

Die Vision der Insel verschwand. Für eine kurze, blitzhafte Sekunde hatte Zamorra das Gefühl, als sei über einen Abgrund an Zeit und Raum hinweg ein Blick auf ihn gerichtet. Ein Blick, der ihn erschreckte, in dem er eine dunkle Drohung las und der… »Chef?« drang Nicoles Stimme in sein Bewußtsein.

Er atmete tief durch und öffnete die Augen.

Die Unruhe in ihm war da, war spürbar, war nicht mehr wegzuleugnen. Zamorra hatte im Laufe der Zeit bei seinen Forschungen einen Instinkt entwickelt, der den meisten Menschen fremd war: Höchste Empfänglichkeit für Stimmungen, Strömungen, verborgene Ausstrahlungen – eine Art Hypersensibilität, die ein Laie vielleicht als Ahnungen bezeichnet hätte. Und dieses Gespür für die tief verborgenen Strömungen der Wirklichkeit sagte ihm jetzt, daß etwas nicht stimmte mit Bill Flemings Brief, daß sein Freund in Gefahr war – und daß auf jener romantischen Insel weit mehr auf ihn wartete als ein unbeschwerter Urlaub.

Er hob den Kopf. Nicole hatte die Arme verschränkt. Jeder Blitzschlag, jedes Donnerrollen schien in ihren dunklen Augen eine Art flackernden Widerschein zu finden.

Zamorra lächelte.

»Sie haben also nichts dagegen, kurzfristig einen Hawaiiurlaub anzusetzen?« vergewisserte er sich. Nicoles Augen wurden groß.

Für einen Moment vergaß sie das tobende Gewitter. Die Goldfunken in dem dunklen Irisring begannen wieder zu tanzen.

»Ob ich etwas dagegen habe, Chef? Na, hören Sie mal! Das Schloß hier ist ja sehr hübsch, und Frankreich ist natürlich das schönste Land der Welt, aber um diese Jahreszeit…«

Zamorra lachte, doch in Wahrheit war ihm gar nicht nach Lachen zumute.

Ein Teil seines Selbst wußte genau, daß dies kein unbeschwerter Urlaub werden würde. Aber Nicole so etwas erklären zu wollen, das war so aussichtslos wie der Versuch, dem Columbusdenkmal in New York das Sprechen beizubringen.

Er lehnte sich zurück.

»Okay«, sagte er ruhig. »Ich werde Bill und Kitty benachrichtigen, daß wir kommen. Wir fahren so bald wie möglich.«

***

Die Insel hieß Mauna Loa, was soviel wie großer Berg bedeutete und sich vermutlich auf die allerdings recht bescheidene Anhöhe an ihrer

Spitze bezog.

Der Berg, die roten Klippen im Norden und ein Stück Küste, das mit den vorgelagerten Felsen einen natürlichen Hafen bildete, gehörte dem einzigen ständigen Bewohner, irgendeinem reichen Adligen, der sich, aus welchen Gründen auch immer, von der Zivilisation in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. Dichter Wald, im Naturzustand belassen, bildete das Zentrum der Insel, und im Süden gab es etwa ein Dutzend komfortabler Ferienhäuser, von denen allerdings im Moment nur ein einziges bewohnt war.

Bill Fleming und Kitty Silver hatten bereits zwei Ferientage hinter sich.

Sie waren noch nicht auf der Nordseite der Insel gewesen – der Landsitz des als Sonderling geltenden Grafen Chaldras interessierte sie nicht übermäßig. Dafür hatten sie ihren Zipfel der Insel erforscht: ein terrassenförmig abfallender Hang, Palmen, die Schatten spendeten, schneeweißer Sandstrand, der sich im Bogen um die Badebucht herumzog. Das Wasser war kristallklar und durchsichtig, das vorgelagerte Korallenriff wirkte wie eine unregelmäßig auf das Blau des Meeres getupfte rote Linie. Das Wetter war herrlich, die Sonne strahlte, eine ständige leichte Brise sorgte für Kühlung – und am Abend des zweiten Tages hatten Kitty und Bill immer noch nichts entdeckt, was die Vollkommenheit dieses Urparadieses gestört hätte.

Kitty bereitete ein schnelles Abendessen aus den Vorräten, die von einem Versorgungsschiff des Reiseveranstalters jede Woche ergänzt wurden. Es gab Geflügel, Ananasscheiben, Curryreis, zum Nachtisch eine Käsespezialität aus der Tiefkühlung, und Bill sparte nicht mit Anerkennung. Sie tranken einen leichten, spritzigen Landwein zum Essen, danach jeder einen Kognak, und anschließend machte Kitty den Vorschlag, noch einen Spaziergang am Strand zu unternehmen.

Die Dämmerung war plötzlich hereingebrochen, am Himmel funkelten bereits die ersten Sterne. Kittys langes blondes Haar wirkte im Ungewissen Licht wie gesponnenes Silber. Bill legte den Arm um ihre Schultern und lächelte sie an, sie hob den Kopf und erwiderte das Lächeln.

»Traumhaft«, sagte sie leise. »So schön hätte ich es mir nicht vorgestellt. Ich war schon einmal auf Hawaii und einmal auf Oahu, aber der Rummel dort…«

»Zu viele Menschen, zu viele Häuser und zu viele Autos«, pflichtete Bill bei. »Hier dagegen kann man fast das Gefühl bekommen, die einzigen Menschen auf der Welt zu sein.« Er stockte und räusperte sich, weil ihm auffiel, daß das reichlich romantisch klang.

Dann mußte er über sich selbst lachen und fragte sich, warum zum Teufel, er in einer südlichen Sommernacht mit einem wunderschönen Mädchen an einem wunderschönen Strand nichts Romantisches sagen

sollte. »Komm, laß uns zu den Palmen hinaufgehen«, meinte er lächelnd. »Von dort oben hat man einen herrlichen Blick über die Lagune und auf den Rest der Insel.«

Kitty nickte nur.

An der Stelle, die Bill meinte, unterbrach eine fünf oder sechs Yard hohe Klippe den gleichmäßigen, sanft geschwungenen Bogen des Strandes. Wie die Pranke eines versteinerten Riesentieres wuchs sie aus dem bewaldeten Hang hervor, versperrte den Weg über die flache Sandplatte und ragte ein Stück ins Meer hinaus. Eine dünne Schicht Erde bedeckte die Felsen. Palmschößlinge, die sich hier angesiedelt hatten, fanden nicht genug Boden, um sich zu ihrer vollen Größe auszuwachsen. In einer bestimmten Höhe stürzten sie um, und ein Gewirr aus toten Stämmen bedeckte den Klippenrücken, bildete eine Art natürlicher Bänke im Schatten junger Palmen und lud zum Sitzen ein.

Bill half Kitty die steile Flanke des Buckels hinauf. Vorsichtig bahnten sie sich ihren Weg über den unebenen tückischen Boden, drangen bis zur anderen Seite vor und setzten sich schließlich auf einen der morschen Palmstämme.

Kitty lehnte den Kopf gegen Bills Schulter. Mondlicht lag auf ihrem Haar, ihre blauen Augen leuchteten. Bill zog sie dichter an sich, und für einen Moment genossen beide das Bild, das sich ihnen bot.

Auch jenseits des Gesteinbuckels setzte sich der Strand fort, vollendete die gebogenen Linien aus weißem Sand, dunklem Wassersaum und unruhigem Palmengefieder. Aber hier war der Bogen nicht mehr sanft und gleichmäßig, sondern wurde unterbrochen von den roten Felsen, deren Blöcke wie Findlinge verstreut lagen und die silberne Wasserfläche mit schwarzen Inseln sprenkelte. Je weiter der Blick nach Norden glitt, desto häufiger fand er schroffe, eckige Formen. Und am äußersten Ende der Bucht, an der Spitze der Landzunge, ragte schwarz die Felsenbank ins Meer, die einen Teil des natürlichen Hafens bildete.

Bill musterte die dunkle, unregelmäßig gezackte Barriere – und kniff im nächsten Moment die Augen zusammen. Er hatte einen Schatten entdeckt, eine Bewegung. Täuschte er sich – oder…?

Auch Kitty hatte es gesehen. Sie griff nach seinem Arm und richtete sich auf. »He, Bill! Schau dir das an – das ist ja ein richtiges Schiff!«

Bei dem Fahrzeug, das da gerade lautlos wie ein schwarzer Schatten aus dem kleinen Hafen glitt, handelte es sich tatsächlich um ein Schiff – eine Motorjacht mindestens von der Größe einer ausgewachsenen Fähre. Bill Fleming tippte auf die Privatjacht des merkwürdigen Grafen, der seinen Landsitz auf der Insel hatte. Daß der Bursche ein Boot besaß, war nicht weiter verwunderlich. Das gehörte auf den Inseln einfach dazu, war so selbstverständlich wie anderswo das Auto.

Aber die Größe des Fahrzeugs erstaunte Bill Fleming dennoch, und er beugte sich gespannt vor, als sich die Jacht nach Süden wandte und mit langsamer Fahrt durch die dunkle Lagune glitt.

Auch Kitty beobachtete das Schiff.

Es hatte Positionsleuchten gesetzt, vollkommen normal. Ansonsten aber schienen die Benutzer nichts von Beleuchtung zu halten.

Hinter keinem einzigen der Bullaugen brannte Licht, das Ruderhaus war lediglich erhellt vom schwachen grünen Widerschein der Instrumente, und die Menschen, die sich an Deck bewegten, begnügten sich mit dem fahlen Mondlicht.

Kitty kniff die Augen zusammen.

Für ihr Gefühl hatte das Schiff, das da durch die Dunkelheit glitt, etwas Unheimliches an sich. Das Geräusch der Maschine schien nur wie ein schwaches Vibrieren herüberzutragen. Das Boot kam näher, war jetzt mit ihr und Bill auf gleicher Höhe – und Kitty konnte deutlich die Gestalt an der Reling erkennen.

Ein hochgewachsener hagerer Mann!

Ein schwarzer Umhang bauschte sich um seine Schultern. Kitty sah die Konturen seines langen, schmalen Schädels, sah das blasse Oval des Gesichts – und für ein paar Sekunden glaubte sie, wie eine körperliche Berührung seinen Blick zu spüren.

Eiskalt kroch etwas über ihre Haut.

Sie schauerte. Eine seltsame Unruhe ergriff sie, doch sie konnte die Augen nicht abwenden. Etwas wie ein unsichtbares Band schien sie mit der dunklen Gestalt da drüben zu verbinden. Täuschte sie sich, oder sah er sie wirklich an? War es möglich, daß sich über diese Entfernung hinweg ihre Blicke trafen, sich kreuzten, ineinandertauchten und… Der Moment war vorbei.

Kitty spürte Bills Hand auf ihrem Arm. Sie atmete tief durch, als sie sein fragendes Lächeln bemerkte. »Was ist los?« fragte er sanft.

»Frierst du, Darling?«

Sie zog die Schultern hoch. »Ich weiß nicht, ich – ich glaube, ich möchte gehen…« Er nickte nur.

Rasch half er ihr auf, hielt ihre Hand fest, während sie sich ihren Weg durch das Gewirr der umgestürzten Baumstämme suchten.

Noch vorsichtiger als zuvor überquerten sie den Klippenrücken, glitten den steilen Hang hinab und sprangen aufatmend wieder in den tiefen fahlglänzenden Sand.

Aber Kitty Silver war immer noch sehr schweigsam, als sie wenig später wieder ihren Bungalow erreichten.

***

Die »White Arrow« ankerte an einer geschützten Stelle zwischen zwei winzigen Inseln, die unbewohnt waren, weil es auf ihnen kein

Trinkwasser gab.

Die Jacht gehörte dem Chicagoer Millionär John Frobish, und er pflegte sie nur zu einem einzigen Zweck zu benutzen: als Lockmittel und Liebesnest. Frobish brauchte derartige Hilfsmittel. Er war klein, kahlköpfig, fett wie eine Qualle und so häßlich, daß er jedesmal tief in die Tasche greifen mußte, um die speziellen Genüsse des Lebens zu erhalten, auf die es ihm ankam. Nicht einmal die Jacht allein reichte immer aus, um die Mädchen mit Frobish' Äußerem zu versöhnen – und deshalb hatte er sich Jonny zugelegt.

Jonny hatte mit seinem Brötchengeber lediglich die Skrupellosigkeit gemeinsam. Ansonsten war er Frobish' genaues Gegenteil: jung, schlank, athletisch gebaut, vollkommen mittellos und ausgesprochen arbeitsscheu. Er stammte von einem versoffenen amerikanischen Schriftsteller und einer bildschönen Insulanerin ab. Seine Züge waren eckig und markant, ohne die weichen Linien hawaiianischer Gesichter, aber er hatte das dichte blauschwarze Haar und die irisierenden blaugrünen Augen seiner Mutter. Das alles zusammen wirkte so, daß es ihm gelang, beinahe jedes beliebige Girl ohne Schwierigkeiten zu einer Jachtparty zu viert zu überreden – und da er selbst überdies homosexuell veranlagt war, hatte es noch nie die geringsten Komplikationen gegeben.

Auch in dieser Nacht lief alles nach Plan.

Die beiden Girls – eine superblonde Verkäuferin aus New York und ihre rothaarige Freundin – waren bereits ausgiebig mit Bacardi-Rum getränkt worden, hatten den Schock über John Frobish' Anblick mit Hilfe eines ersten größeren Scheins überwunden und fanden alles fabelhaft. Die Rothaarige machte Striptease im Salon. Die Blonde saß noch neben Jonny an Deck. Sie hatte vergeblich versucht, ihn für sich zu interessieren, sie ärgerte sich ein bißchen – aber Frobish würde sie entschädigen, sobald er mit ihrer Freundin fertig war.

Jonny rauchte eine Zigarette. Er dachte daran, daß der Abend unweigerlich mit munteren Spielchen zu dritt enden würde und daß er dann endlich seine Ruhe hatte. Gähnend räkelte er sich in dem bequemen Liegestuhl, blickte müßig über das dunkle Wasser – und kniff im nächsten Moment überrascht die Augen zusammen.

Die Umrisse des Bootes schälten sich wie ein kompakter Schatten aus dem diffusen Halbdunkel über dem Wasser.

Es glitt fast lautlos dahin, erst als es schon deutlich sichtbar war, trug der Wind das anschwellende Brummen der Maschinen herüber. Jonny lebte seit Jahren auf den Inseln – und er erkannte sofort, daß er eines der Fährschiffe der Aloha-Linie vor sich hatte.

Aber was, zum Teufel, tat der Kahn hier mitten in der Nacht?

Jonny runzelte die Stirn. Eine der durchaus üblichen abendlichen Tanzfahrten war das bestimmt nicht, sonst hätte man Musik gehört,

hätten Lampen hinter den Salonfenstern gebrannt und bunte Glühbirnen über dem Deck geschaukelt. Das Schiff fuhr ganz offensichtlich ohne Passagiere. Es hatte Positionslichter gesetzt, aber ansonsten ließ sich lediglich der grünliche Widerschein der Instrumentenbeleuchtung ausmachen – und das war ungewöhnlich selbst für den Fall, daß die Fähre aus irgendeinem Grund verspätet von einer Tour zurückkam.

Die Blondine neben Jonny regte sich. Sie richtete sich auf, blickte mit leicht glasigen Augen in die Dunkelheit. »He«, murmelte sie.

»Was soll denn das bedeuten?«

Jonny winkte ab. Er war immer noch nicht beunruhigt, nur neugierig. Inzwischen hatte er ausgemacht, daß es sich bei dem Schiff um die »Aloha II« handelte. Er kannte den Kapitän: Morton Danning, einen erfahrenen, besonnenen Seemann mit Patent für große Fahrt und jahrelanger Südsee-Erfahrung. Irgendwelche Extratouren aus reinem Spaßvergnügen waren bei Danning nicht drin. Vielleicht brauchte er Hilfe. Vielleicht waren an Bord irgendwelche Systeme ausgefallen und… Jonny kam zu dem Ergebnis, daß es auf der »Aloha II« einen Unfall gegeben hatte. Möglicherweise wollte Kapitän Danning die Funkeinrichtung der »White Arrow« benutzen, um Hilfe herbeizuholen. Jonny grinste bei dem Gedanken, in welch peinlichem Zustand man den dicken Frobish antreffen würde, und blickte dem Schiff mit funkelnden Augen entgegen.

Drei Mann waren an Deck, soviel er sehen konnte.

Hinter den Scheiben des Ruderhauses glaubte er die Hünengestalt des schwedischen Steuermanns Leif Eckström zu erkennen. Morton Danning lehnte an der Reling, neben ihm ein hawaiianischer Matrose. Weiter hinten hob sich die Gestalt eines hageren Mannes mit einem weiten schwarzen Umhang vom Deckhaus ab. Jonny kannte ihn nicht – aber darüber machte er sich keine Gedanken.

Die »Aloha II« kam längsseits.

Auch der zweite einheimische Matrose erschien an Deck. Die Motoren erstarben, Taue flogen, der kurze Steg rasselte herunter und fand Halt auf der Reling der »White Arrow«. Jonny stand geschmeidig auf, stützte die Hände in die Hüften und blickte nach oben, um zu helfen, falls es nötig werden sollte.

Die blonde Verkäuferin aus New York saß immer noch in ihrem Liegestuhl.

Sie war angetrunken. In ihrem benebelten Hirn nahm sie an, daß die »Aloha II« weitere Partygäste brachte, und war zufrieden. Ihr Blick erfaßte Morton Danning, der als erster auf die Jacht wechselte.

Er sah bleich aus und irgendwie krank. Aber langweiliger als der schöne Jonny konnte er auch nicht sein, und deshalb erhob sich die Blondine, um ihn sofort mit Beschlag zu belegen.

Sie hatte gerade zwei Schritte auf ihn zugemacht, als es passierte.

Danning sah das Mädchen gar nicht. Er starrte den Mann an.

Ein leiser, knurrender Laut kam aus seiner Kehle – und Jonny spürte das jähe Entsetzen bis ins Mark.

Er begriff nicht, was ihn eigentlich so erschreckte. Er spürte nur die Gefahr, die von Morton Dannings Blick ausging, seinem fahlen Gesicht, diesem gierigen, irgendwie unmenschlichen Fletschen seiner Zähne. Jonny wich instinktiv zurück, wollte sich herumwerfen, fliehen – aber er hatte nicht einmal den Schimmer einer Chance.

Danning fiel ihn an wie ein Tier.

Mit weit aufgerissenen Augen sah das blonde Girl zu, wie sich dieser fremde Mann auf sein Opfer stürzte, Jonny mit einem einzigen Fausthieb zu Boden streckte und sich über den reglosen Körper warf. Das Mädchen sah auch, wie sich Dannings Zähne in die Kehle des Bewußtlosen bohrten – aber sie verstand es nicht. Erst das schlürfende, saugende Geräusch durchdrang den Nebel ihrer Trunkenheit. Sie sah das rinnende Blut, das ekstatische Zucken von Dannings Körper – und das Begreifen traf sie mit der Gewalt eines Keulenschlags.

Sie schrie nicht.

Das Entsetzen schnürte ihr die Kehle zusammen. Stumm wich sie zurück, Schritt für Schritt, mit versiegelten Lippen, und starrte auf den Mann in dem schwarzen Umhang, der sich im gleichen Moment an Bord der »White Arrow« schwang.

Der Blick des Fremden traf sie wie ein Eishauch.

Sie schauerte. Ihr Rücken stieß gegen die weiße Wand der Aufbauten, aber sie spürte es nicht. Immer noch starrte sie den Fremden an, starrte in diese harten gelben Augen, und tief in ihrem Innern schien sich eine Art brennender, verzehrender Kälte auszubreiten. Das Zittern verebbte.

Das blonde Girl atmete tief aus, holte erneut Luft und vergaß, was sich um sie herum abspielte. Nur noch dieses bleiche Gesicht existierte, die blutroten Lippen, die seltsamen goldenen Augen. Der Fremde machte einen gleitenden Schritt auf sie zu und lächelte.

Wieder begann das Mädchen zu zittern – doch diesmal war es kein Zittern der Furcht, sondern bebende Erwartung.

Wie unter einem Zwang löste sie sich von der Wand, kam dem Fremden entgegen. Seine Hände hoben sich. Langsam und sanft glitten seine Finger über ihre Wangen, ihren Hals, streiften die leichte Stola von ihren Schultern. Sie stand starr da, spürte die dunklen Fluten der Lust, die sie durchwogten. Sie rührte sich nicht, wartete nur, von einem magischen Bann gefesselt, doch als er sich über sie beugte, drängte ihm jede Faser in ihr entgegen.

Seine Lippen berührten ihren Mund.

Lippen, die kalt waren, eisig – und die es dennoch verstanden, ein Feuer in ihr zu entfachen. Sie erbebte unter der Berührung. Schmale knochige Hände umkrallten ihre Arme, Fingernägel gruben sich in ihr Fleisch, und die eisigen Lippen glitten suchend über ihren Hals nach unten.

Sie stöhnte vor Lust.

Sie stöhnte noch, als eine der Krallenhände in ihr Haar griff, ihren Kopf nach hinten zog. Die Haut an ihrem Hals war gespannt, das Blut klopfte darunter. Ein leiser, knurrender Laut kam über die Lippen des Vampirs – und Sekunden später schlug er die Zähne in die weiße Kehle.

Das Deck war leer.

Niemand beobachtete den verzweifelten Todeskampf des Mädchens. Aber unter Deck glich der Salon der Jacht um diese Zeit einem Schlachthaus.

John Frobish, der Chicagoer Millionär, hatte nichts von dem bemerkt, was sich abspielte. Als die Tür aufschwang, schlief er nackt auf dem weißen Berberteppich. Er schnarchte leise, der Alkohol tat seine Wirkung – und erst der schrille Schrei seiner rothaarigen Gespielin weckte ihn.

Alles ging blitzschnell.

Frobish hatte gerade noch Zeit, um die Gestalten zweier Insulaner und eines blonden Hünen zu erkennen – dann traf ihn schon die mächtige Faust des schwedischen Steuermanns im Gesicht und ließ sein Bewußtsein verlöschen. Dem rothaarigen Girl blieben Minuten, die sich zu Ewigkeiten dehnten und sie alles Grauen der Welt lehrten. Zwei braunhäutige Matrosen stürzten sich auf sie, schlugen ihre Zähne in ihr Fleisch, balgten sich knurrend wie Tiere um die Beute.

Das Mädchen schrie bis zum Schluß, bis ihre Kräfte erlahmten, bis mit dem sprudelnden, pulsierenden Blut das Leben aus ihrem Körper wich. Zum Schluß lag sie still da, bleich, die Arme ausgebreitet, und nur noch die gräßlichen Sauggeräusche waren zu hören.

Lautlos wie Schatten gingen die fünf dunklen Gestalten wenig später wieder an Bord der »Aloha II«.

Der Motor dröhnte auf, ein Zittern durchlief den Schiffsrumpf.

Schwerfällig löste sich die Fähre von der weißen Jacht, nahm Fahrt auf und war nach wenigen Minuten in der Dunkelheit verschwunden.

Ein Fischer entdeckte die friedlich dümpelnde »White Arrow« am nächsten Morgen.

Er fuhr dicht an der Jacht vorbei, weil die enge Durchfahrt zwischen den kleinen Inseln ihm keine andere Wahl ließ. Zuerst wunderte er sich nur über die immer noch brennenden Positionslampen.

Dann entdeckte er das Blut an Deck, die dunklen Spuren außen an der Bordwand, und als sich auf sein Rufen niemand meldete, ging er

schließlich an Bord.

Er fand vier Leichen. Und er wußte, daß er den gräßlichen Anblick sein Leben lang nicht mehr vergessen würde.

***

Professor Zamorra und seine Sekretärin landeten am späten Nachmittag auf dem Flughafen von Honolulu.

Oahu empfing sie mit strahlendem Sonnenschein, blauem Himmel und einer Luft wie Samt, die vergessen ließ, daß es irgendwo auf der Welt so etwas wie einen stürmischen, verregneten Herbst geben konnte. Nicole steckte ihre kleine energische Nase in den Wind und schnupperte.

»Es riecht nach Frühling«, verkündete sie. »Merken Sie es, Chef?«

Zamorra lächelte. Das war typisch für Nicole Duval – sie reagierte mit Protest auf alles, was der handfesten, beweiskräftigen Logik entbehrte, aber sie konnte den Frühling riechen. In bezug auf Klima und Atmosphäre allerdings mußte Zamorra ihr recht geben. Hier schien tatsächlich Frühling in der Luft zu liegen, und Nicole in ihrem weißen Flatterkleid und der lustigen Lockenfrisur paßte dazu, als sei sie eigens für diesen Ort geschaffen worden.

Sie ließen das übliche Begrüßungszeremoniell über sich ergehen.

Nicole sah reizend aus mit dem bunten Blumenkranz, dem Professor blieb nichts übrig, als sich ebenfalls eins der unvermeidlichen Requisiten über den Kopf streifen zu lassen. Das hübsche braunhäutige Mädchen, das das besorgte, nannte ihm im Flüsterton ihren Namen und forderte ihn auf, sie in einem bestimmten Nachtklub zu besuchen, und die Tatsache, daß es sich offenbar um eine Prostituierte handelte, nahm der Angelegenheit auch noch den letzten Rest von Romantik.

Nicole schlug vor, zunächst einmal eine Tasse Kaffee im Flughafenrestaurant zu trinken. Um dorthin zu gelangen, mußten sie an einem Zeitungskiosk vorbei – und bei dieser Gelegenheit sprang Zamorra die balkendicke Überschrift in die Augen.

Massenmord bei Sexparty!

Vier Leichen auf der Todesjacht!

Und als Unterzeile: Gräßliches Verbrechen gibt Rätsel auf – Polizei machtlos!

Zamorra blieb stehen.

Ihm war, als sei er von einem Stromstoß getroffen worden. In Wellen rann prickelnde Kälte über seine Haut. Da war es wieder! Das Gefühl der Bedrohung, der Gefahr, des heraufziehenden Unheils!

Zamorra preßte die Lippen zusammen und zwang sich zu einem Lächeln, als er Nicoles forschenden Seitenblick spürte.

»Moment, bitte. Ich will mir nur ein paar Zeitungen kaufen.« Er ging zu dem Kiosk hinüber und ließ sich sämtliche Tageszeitungen geben,

da er annahm, daß sie alle über den Fall berichteten. Dabei bemühte er sich, die wachsende Erregung zu unterdrücken. Mit dem Zeitungsstapel unter dem Arm kehrte er zu Nicole zurück, versuchte, möglichst unbeteiligt auszusehen – doch sie ließ sich nicht täuschen, da sie die Schlagzeilen ebenfalls gelesen hatte.

»Chef«, sagte sie vorwurfsvoll. »Wir machen Urlaub.«

»Und im Urlaub darf man keine Zeitungen lesen?« fragte er unschuldig.

Die Goldtupfen in Nicoles Augen sprühten wie die Funken eines Feuers. »Erzählen Sie keine Opern, Chef!« Sie war ehrlich verärgert, und in diesem Zustand drückte sie sich manchmal nicht ganz ladylike aus. »Sie interessieren sich ja doch nur für diese verdammten Gruselgeschichten. Mon Dieu, jedesmal wenn irgend ein Skandalblättchen im Zusammenhang mit einem Verbrechen Aberglauben, Legenden und Spinnereien ins Spiel bringt, werden Sie so aktiv wie…«

Er lächelte harmlos. Er wußte, daß dieses Lächeln Nicole stets aus der Fassung brachte, und er fand sie besonders hübsch, wenn sie zornig wurde.

»Sie geben also zu, daß man sehr wohl ein Gespür für die unheimlichen Aspekte irgendwelcher Geschehnisse haben kann?« stellte er fest.

»Zugeben? Ich? Wieso denn, ich…«

»Weil Sie gerade unterstellt haben, daß ich dieses Gespür besitze«, sagte er sanft. »Mit Legenden, Aberglauben und Spinnerei meinen Sie doch erfahrungsgemäß alle übernatürlichen Dinge. Und von übernatürlichen Aspekten dieses Massenmordes ist in den Schlagzeilen nun wirklich nicht die Rede.«

Nicole schwieg. Über ihrer Nasenwurzel erschien die charakteristische V-förmige Falte. Sie mußte einen Moment überlegen, bis sie die passende Antwort fand.

»Ist es doch!« beharrte sie. »Da steht: ›Gräßliches Verbrechen gibt Rätsel auf.‹ Und Rätsel…«

»Jeder Mordfall gibt Rätsel auf, solange er noch nicht gelöst ist. Aber kommen Sie, Nicole – lassen Sie uns zunächst einmal unseren Kaffee trinken. Dann können wir in Ruhe nachlesen, was hinter den Überschriften steckt.«

Nicole nickte nur.

Gemeinsam betraten sie das Flughafenrestaurant, suchten sich einen freien Tisch in einer Nische und bestellten Kaffee. Zamorra wurde bewußt, daß er immer noch den Blumenkranz um den Hals trug. Ein Blick in die Runde zeigte ihm, daß das offenbar so Brauch war – also ließ er das bunte Ding, wo es war, weil das ohnehin die bequemste Transportmöglichkeit darstellte.

Sie teilten sich die Zeitungen.

Jeder bekam zwei Exemplare, dann tauschten sie aus. In den Artikeln wurden die Ereignisse aufgebauscht, so sensationell und blutrünstig wie möglich geschildert – aber die echten Informationen waren spärlich. Ein einziges seriöses Blatt beschränkte sich streng auf Fakten. Demnach waren vier Leichen auf einer Privat-Jacht gefunden worden: der Chicagoer Millionär John Frobish, dem das Boot auch gehörte, der seit Jahren in Oahu ansässige Nichtstuer Jonny Carlile und zwei New Yorker Urlauberinnen namens Cynthia Faith und Liz Bonnet. Der Fischer, der das Verbrechen entdeckt hatte, stand unter Schock und lag streng abgeschirmt im Krankenhaus.

Über die genauen Todesursachen hüllte sich die Polizei in auffälliges Schweigen. Die Behörden gaben nicht einmal bekannt, ob es sich um Raubmorde, Sexualmorde oder was auch immer handelte – und dort, wo andere Blätter wilde Spekulationen angeschlossen hatten, merkte diese Zeitung lediglich an, daß die totale Nachrichtensperre unter Umständen zu einer völlig unnötigen Beunruhigung der Bevölkerung führen könne. Nicole hob den Kopf.

Ihre Augen waren schmal. Sie zweifelte natürlich keine Sekunde daran, daß das Verbrechen auf der »White Arrow« von einem Mörder aus Fleisch und Blut begangen worden war – aus Motiven, die entweder handfester finanzieller Natur waren oder in den Tiefen eines krankhaften Trieblebens wurzelten. Aber sie hatte dennoch die Farbe verloren, und ihre Schultern zogen sich zusammen, als spüre sie die Berührung von etwas Unheimlichem.

»Gräßliche Geschichte«, murmelte sie. »So… sinnlos! Unbegreiflich.«

Zamorra nickte.

Ein entschlossener Zug lag auf seinem schmalen markanten Gesicht. Die hellen Augen wirkten undurchdringlich, und als er sprach, klang seine Stimme spröde.

»So unbegreiflich, daß sie mir keine Ruhe läßt«, sagte er hart, »Ich muß mehr darüber wissen. Entschuldigen Sie mich einen Moment, Nicole – ich rufe Bill an und sage ihm, daß wir einen Tag später kommen.«

***

Kitty Silver war allein in der Dunkelheit.

Sie fror, bewegte unruhig die Hände. Jemand rief nach ihr. Ein stummer Ruf. Und sie wußte nicht, ob sie wach war oder träumte.

Sie fühlte das Bett unter sich, das kühle Leinen.

Aber gleichzeitig war sie weit fort, ging langsam durch die nächtliche Finsternis. Jemand rief nach ihr. Sie mußte ihn finden. Sie mußte, mußte g… Da waren zwei Augen!

Seltsame Augen, goldgelb wie die eines Tieres.

Kitty spürte den Blick, spürte ihn wie ein Band, das sie fesselte, wie einen dunklen Sog, dem sie nicht widerstehen konnte. Jemand wartete auf sie.

Er wartete. Er hatte sie gerufen, sie ging durch die Nacht zu ihm, und dann sah sie seinen Schatten. Der schwarze Umhang wehte.

Bleicher als der Mond war das weiße Oval des Gesichts, und seine Stimme raunte, wisperte.

»Komm mit mir… Komm, komm … Die Nacht wartet, es ist unsere Nacht. Hörst du nicht den Wind singen? Der Mond hat dich gerufen. Du gehörst mir, du gehörst der Nacht. Die erste Stunde naht. Ich zeige dir ein Reich, das nie die Sonne gesehen hat. Komm …«

Sie zitterte.

Starr blieb sie stehen… Silbernes Mondlicht umfloß ihre Gestalt.

Ihr Blick tauchte in die Tiefen dieser gelben Augen, und ihre Hände hoben sich, um ihn zu berühren… Da war ein nadelfeiner Schmerz an ihrem Hals.

Etwas geschah mit ihr. Sie spürte den Sog, jenen seltsamen, zugleich schönen und schrecklichen Sog, der ihr Innerstes zu verzehren schien. Der Schmerz drang in ihr Bewußtsein. Tief in ihr erwachte Furcht, zerbrach den Bann, und sie hob die Hände in verzweifelter Abwehr. Ihre Lider zuckten.

Der Schmerz war verschwunden, doch sie fand nicht zurück in die Tiefe des Schlafs. Unruhig warf sie sich herum, tief in ihr formten sich Schrecken, halbes Begreifen, und mit einem leisen Schrei fuhr sie in die Höhe.

Das Laken klebte an ihrem Körper. Kühler Lufthauch traf ihre erhitzte Haut. Die Vorhänge wehten vor dem geöffneten Fenster, dahinter schien die Nacht wie mit hellen Schleiern durchwebt, und ein Mondsplitter glänzte in reinem, schimmerndem Silber.

Kitty amtete tief durch.

Sie hatte geträumt. Sie befand sich in ihrem Schlafraum in dem Bungalow, sie kauerte auf dem Bett und… Ein Geräusch unterbrach ihre Gedanken.

Ein leises, kaum wahrnehmbares Geräusch wie von einer Vogelschwinge.

Sie wandte den Kopf, sah sich im Zimmer um – und im nächsten Moment zuckte sie zusammen, als habe ein Peitschenhieb sie getroffen.

Ein Schatten erhob sich aus dem äußersten Winkel des Raumes.

Ein Schatten, der wuchs, sich flatternd bewegte. Flughäute schwirrten. Kitty sah runde glitzernde Augen, sah die spitzen Ohren, die nadelscharfen Zähne – und die Erkenntnis, daß das gräßliche Tier genau auf sie zuflog, ließ ihre Nerven reißen wie überspannte Violinsaiten.

Sie schrie auf. Schrie gellend, mit sich überschlagender Stimme, riß die Arme vor das Gesicht, wich zurück, bis die Wand sie aufhielt.

Entsetzen schüttelte sie. Vor ihren Augen schien sich alles zu drehen, und sie nahm kaum wahr, daß die Verbindungstür zum Nachbarzimmer aufflog.

Bill Fleming stand im gestreiften Pyjama in der Tür.

Der Schrecken hatte das Blut aus seinem Gesicht getrieben. Er stand geduckt da, mit gespannten Muskeln, er sah sich um – und erkannte die Situation mit einem einzigen Blick.

Kitty kauerte auf dem Bett, stöhnend vor Grauen.

Knapp vor ihr flatterte eine Fledermaus durch die Luft – ein ungewöhnlich großes Tier mit spitzen Ohren, graubraunem Fell, weitgespannten Flughäuten. Für einen Moment schrak auch Bill zusammen, zu überraschend, zu unerwartet war der Anblick – doch dann schüttelte er den Kopf über sich selbst, wandte sich um und griff kurzerhand nach einem von Kittys Sandalen, um das Tier zu vertreiben.

»Ab!« zischte er. »Verschwinde, du Vieh, sonst…«

Das Tier flatterte auf.

Ein eigentümlich fauchendes Pfeifen kam aus dem Maul mit den spitzen, nadelscharfen Zähnen. Schwarze Knopfaugen funkelten, für einen Moment hatte Bill fast das Gefühl, daß die Augen ihn haßerfüllt anstarrten – doch er wußte nur zu gut, daß Fledermäuse blind sind.

Er machte einen Schritt und holte mit dem Schuh aus. Das Tier wich zur Seite.

Mit einem kreischenden Laut flatterte es weg, dem Fenster zu – und Sekunden später war es in der Dunkelheit verschwunden.

Bill atmete auf und stellte Kittys Sandale wieder an ihren Platz. Er sah sich nach dem Insektengitter um, fand es vor dem Fenster und setzte es rasch wieder in die Öffnung. Dann wandte er sich dem Bett zu und lächelte beruhigend.

Kitty hatte die Arme sinken lassen.

Sie kauerte an der Wand, das Laken um die Schultern gezogen, als friere sie. Ihr Gesicht wirkte blaß und erschöpft, und die hellen Augen flackerten.

»Was – was war das, Bill?« fragte sie mit bebender Stimme.

»Eine Fledermaus, Kitty – kein Grund zur Aufregung.« Er kam zu ihr herüber, setzte sich auf den Bettrand und drückte beruhigend ihren Arm. »Das Vieh muß von außen das Insektengitter herausgesto- ßen haben. Es hat dich geweckt, und du bist erschrocken, das war alles.«

Kitty schauerte leicht.

»Ich – ich weiß nicht«, murmelte sie. »Ich glaube, ich habe geträumt. Mir war, als…«

»Ja?«

Sie zuckte die Achseln. »Nichts, Bill. Ich kann mich nicht mehr erinnern. Es muß ein Traum gewesen sein – irgendein verrückter Alptraum.«

Er nickte verstehend.

»Glaubst du, daß du jetzt schlafen kannst?« fragte er sanft.

»Ja, sicher. Ich bin müde, sehr müde. Mach dir um mich keine Sorgen.«

Er zögerte noch. Seine Hand streichelte Kittys Arm. »Wenn du irgend etwas brauchst…«

»Nein, wirklich nicht.« Sie lächelte ihn an. Immer noch spürte sie das innerliche Zittern, und sie wußte selbst nicht, warum sie ihn nicht bat zu bleiben. »Ich möchte jetzt schlafen. Gute Nacht, Bill.«

»Gute Nacht, Kitty.«

Er drückte ihren Arm, dann stand er auf und wandte sich zum Gehen. Kitty sah ihm nach, bis die Verbindungstür zum Nebenzimmer hinter ihm zufiel.

Sie schloß die Augen, öffnete sie wieder. Erst jetzt ließ sie das Laken von den Schultern gleiten, das sie bis zum Kinn hochgezogen hatte. Da war immer noch ein leiser Schmerz an ihrem Hals. Stirnrunzelnd stand sie auf, durchquerte auf nackten Füßen das Zimmer und blieb vor dem Spiegel stehen.

Zuerst konnte sie nichts erkennen.

Dann, als sie den Kopf drehte, sah sie die beiden Male an ihrer Kehle. Winzige rote Flecken, an denen Blutstropfen hingen. Male wie… Wie Bißwunden, dachte Kitty erschrocken. Bisse von kleinen scharfen Zähnen. Sie preßte die Lippen zusammen, kämpfte gegen das Zittern an, das sie wieder zu erfassen drohte, und blickte unwillkürlich zu der Tür hinüber, hinter der sie Bill wußte.

Aber irgend etwas hinderte sie daran, ihn zu rufen oder hinüberzugehen.

Sie dachte nach.

Diese Fledermaus… Hatte das Tier sie gebissen? Manche Fledermausarten saugen Blut, fiel ihr ein. Auch das Blut von Menschen?

Sie schauerte, starrte auf das Mal an ihrem Hals, und für einen Moment verwirrten sich ihre Gedanken.

Sie dachte an den Traum, der sie gequält hatte. Jetzt standen ihr wieder die Einzelheiten vor Augen. Da war eine Stimme gewesen.

Jemand hatte sie gerufen, hatte versucht, sie in die Nacht hinauszulocken und… Diese Augen!

Seltsame gelbe Tieraugen! Ob sie noch draußen waren – irgendwo?

Kitty wandte sich um.

Auf rätselhafte Weise schien die Furcht von ihr abzufallen wie ein Mantel, als sie das Zimmer durchquerte und zum Fenster trat. Mit

wenigen Griffen löste sie das Insektengitter und stellte es neben sich auf den Boden.

Mondlicht flutete herein.

Das Fenster war dem Wasser abgewandt, blickte auf die sanft ansteigende Palmenterrasse. Kitty hörte das trockene Rascheln von Gras, sah die unruhig schwingenden Federwipfel, und dahinter stand wie eine schwarze Wand der Wald, in den das silberne Mondlicht nicht eindringen konnte.

Kitty verharrte reglos.

Ihr Blick war auf den Waldsaum gerichtet. Eine dunkle Lockung schien von dort auszugehen. Eine Lockung, ein unheimlicher Sog – und gleichzeitig eine Drohung, die sie zittern ließ.

Kitty blieb sehr lange am Fenster stehen, vom Mondlicht umflossen, und starrte schweigend und reglos hinaus in die Dunkelheit…

***

Der Lieutenant hieß John Maliki und war ein typisches Hawaiiprodukt: hellhaarig, grünäugig, aber mit dem sanften braunen Gesicht des Insulaners. Er lächelte fast ständig, er war höflich und zuvorkommend – doch er hatte Zamorras Anliegen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt.

Jetzt allerdings war er weich – Beharrlichkeit und konsequente Überredung hatten zuwege gebracht, was Zamorra bereits nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Der Lieutenant seufzte leicht.

»Also, gut«, sagte er. »Es ist zwar Unsinn, da wir die Toten allesamt identifiziert haben – aber meinetwegen sehen Sie sich die Leichen an, wenn Sie anders nicht davon abzubringen sind, daß Ihre Freundin dabei ist. Wie sagten Sie, hieß das Mädchen?«

»Gloria Miles«, log Zamorra, ohne rot zu werden. »Sie ist vor zwei Wochen nach Hawaii geflogen, oder besser nach Oahu, und seither spurlos verschwunden.«

Maliki nickte. Zamorra sah ihm an, was er dachte: Das Mädchen würde wohl mit einem anderen Mann durchgebrannt sein oder einfach die Gelegenheit ergriffen haben, einen unliebsamen Verehrer abzuschütteln. Aber der Lieutenant hütete sich, das laut zu sagen, griff zum Telefon und ließ seinen Dienstwagen vorfahren.

Ein paar Minuten später saß Zamorra neben dem Hawaiianer in der geräumigen Limousine. Der Professor war schweigsam. Er wußte, daß es Schwierigkeiten geben würde, falls Maliki auf die Idee kam, seine Story nachzuprüfen. Aber er hatte zu der Notlüge greifen müssen, weil es der einzige Weg war, an die Leichen von der Jacht heranzukommen – und weil er das sichere Gefühl hatte, diese Toten unbedingt sehen zu müssen.

Das Leichenschauhaus von Honolulu war in einem flachen,

langgestreckten Hofgebäude untergebracht, das durch eine Pforte in einem ehemaligen Garagentor betreten wurde.

Schweigend folgte Zamorra dem Lieutenant eine Treppe hinunter.

Ein kleiner wieseläugiger Angestellter ging voran in den Kühlraum, trat schweigend an die Wand heran und zog nacheinander vier der auf Rollen laufenden Schubfächer heraus.

Die Umrisse von Gestalten hoben sich unter roten Gummilaken ab. Der Angestellte zog sie zur Seite und trat zurück.

»Sehen Sie!« sagte Lieutenant Maliki ruhig. »Die beiden Frauen hießen Cynthia Faith und Liz Bonnet. Ihre Bekannte ist bestimmt nicht darunter.«

Zamorra hatte nicht zugehört.

Er trat einen Schritt näher. Sein Blick glitt über die Toten – und er hielt unwillkürlich den Atem an.

Die Male waren nicht zu übersehen.

Bißmale!

Zwei dunkle, genau umgrenzte Punkte an den Kehlen der Opfer – die Eindrücke scharfer Zähne. Und das rothaarige Mädchen trug diese Male nicht nur am Hals, sondern auch an den Armen, den Schultern und in der Nähe der Pulsadern.

Zamorra preßte die Lippen zusammen. Er hatte etwas Ähnliches erwartet, aber der Anblick traf ihn dennoch wie ein Schock. Sein Blick irrte zu dem hageren Institutsangestellten. Er dachte an die Häuser ringsum, an die Menschen, die darin wohnten, »Diese Male hier«, begann er, ohne sich umzusehen.

»Stopp!« sagte Maliki scharf. »Sie sind hier, um Ihre Bekannte zu suchen, nicht um Vermutungen über die Todesursachen anzustellen, Professor.«

Zamorra wandte sich um.

Sein Gesicht hatte sich verhärtet. Er suchte Malikis Augen – und er las darin einen aus Ratlosigkeit geborenen Zorn.

»Hören Sie zu, Lieutenant«, sagte er ruhig. »Sie wissen sehr genau, daß die Gerichtsmediziner für den Tod dieser vier Menschen keine Erklärung haben. Sie wurden blutüberströmt gefunden, und sie boten einen gräßlichen Anblick, nicht wahr? Und außerdem stellten die Wissenschaftler fest, daß den Leichen ein großer Teil des Blutes fehlte.«

Bei den letzten Worten war Maliki zusammengezuckt. Er preßte die Lippen zusammen.

»Woher wissen Sie das?« stieß er hervor. »Wer sind Sie überhaupt, wer…?«

»Sie haben meine Papiere gesehen. Ich arbeite auf dem Gebiet der parapsychologischen Forschung, auf den Grenzgebieten der Wissenschaft.« Er zögerte einen Moment – doch die drohende Gefahr

zwang ihn, weiterzureden. »Lieutenant, ich bin in der Lage, Ihnen eine Erklärung zu bieten, auch wenn Sie sie vielleicht nicht akzeptieren werden.«

Maliki atmete hörbar aus. Seine nächsten Worte bewiesen, daß es bereits düstere Spekulationen gegeben hatte.

»Natürlich«, sagte er bitter. »Gleich werden Sie sich hinstellen und mir einen Vortrag über Vampirismus halten oder…«

»Das ist kein Scherz, Lieutenant. Ich verlange nicht, daß Sie mir glauben. Ich weiß aus Erfahrung, daß man schon sehr tief in die Materie eindringen muß, um…«

»Hören Sie auf, Professor! Schauen Sie sich die beiden Mädchen an, werden Sie sich darüber schlüssig, ob Ihre Bekannte dabei ist, und dann…«

»Meine Bekannte ist nicht dabei. Lieutenant – hier geht es nicht um Glauben oder Nichtglauben, sondern darum, alle möglichen Gefahrenquellen auszuschalten. Sie müssen Sicherheitsmaßnahmen treffen und…«

»Sicherheitsmaßnahmen? Gegen wen? Gegen die Toten?«

Zamorra schwieg.

Er wußte, daß jedes weitere Wort verschwendet war – Malikis Gesichtsausdruck und sein Tonfall sprachen eine deutliche Sprache.

Der Professor preßte die Lippen zusammen, warf noch einen Blick auf die Toten und atmete tief durch.

»Gehen wir«, sagte er ruhig. »Ich hatte ohnehin nicht erwartet, daß Sie sich überzeugen lassen würden.«

»Immerhin eine vernünftige Einsicht! Wollen Sie mit zurück ins Präsidium fahren oder…«

»Mein Hotel liegt ganz in der Nähe. Auf Wiedersehen, Lieutenant. Und nochmals vielen Dank für Ihr Entgegenkommen.«

Sie hatten das Schauhaus verlassen, jetzt verabschiedeten sie sich.

Der Lieutenant kletterte in seinen Wagen. Zamorra blieb stehen, zündete sich eine Zigarette an und blickte der Limousine nach, bis sie um die nächste Ecke verschwunden war.

Er wartete noch einen Moment – dann ging er den gleichen Weg zurück, den er gekommen war.

Das langgestreckte Hofgebäude lag friedlich in der Sonne. Zamorra klingelte an der Pforte. Nach ein paar Sekunden öffnete der hagere Angestellte und blinzelte den Besucher aus seinen Wieselaugen mißtrauisch an.

Zamorra lächelte. Ein Lächeln, das vertrauenerweckend wirkte.

»Entschuldigen Sie, bitte, mir ist eben etwas eingefallen. Dürfte ich wohl noch einen kurzen Blick auf die vier Toten werfen?«

Der Angestellte nagte an der Unterlippe.

Ein paar Sekunden lang überlegte er, ob dieses Ansinnen mit seinen

Dienstvorschriften zu vereinbaren sei – dann zuckte er die Achseln.

»Warum nicht, Sir? Schließlich hatte Lieutenant Maliki ja nichts dagegen einzuwenden. Kommen Sie, bitte!«

Zamorra bemühte sich, seine Erleichterung zu verbergen.

Er folgte dem Angestellten ins Haus, die Treppe hinunter, und im Rücken des hageren Mannes öffnete er rasch die obersten Knöpfe seines leichten Sporthemdes.

Eine rasche Bewegung – er hatte die dünne Kette über den Kopf gestreift.

Das Amulett lag in seiner Hand. Das silberne Amulett Leonardo de Montagnes. Der Drudenfuß in der Mitte schimmerte, die Ringe mit den Tierkreiszeichen und den geheimnisvollen Hieroglyphen bildeten ein feines Filigran. Zamorra schloß die Finger, und er hielt die Hand so, daß nicht einmal mehr die dünne Kette zu sehen war.

Die eigentümliche Kraft, die von dem Amulett ausging, schien sich zu verstärken durch den festen Griff. Zamorra kniff die Augen zusammen, konzentrierte sich auf seine Empfindungen. Er besaß das Amulett noch nicht lange. Flüchtig dachte er an die Zeit zurück, als sein Onkel, der letzte der Montagnes, gestorben war. Von ihm hatte er das Schloß an der Loire geerbt. Das Schloß, an dem seit undenklicher Zeit ein Fluch haftete – aber auch ein Segen. Denn Château Montagne war nicht nur die Heimstatt von Dämonen gewesen, sondern seine Mauern hatten auch das Amulett geborgen, das dem Besitzer Macht verlieh über das Reich der Finsternis. Zamorra kannte noch längst nicht die ganze Wirkungsweise dieses Talismans. Mit dem silbernen Amulett hatte er die Feuerdämonen von Château Montagne vernichtet. Mit seiner Hilfe war er auch schon anderer höllischer Ausgeburten Herr geworden – und er wußte, daß ihm der Besitz dieses kostbaren Schatzes die Verpflichtung auferlegte, den Mächten der Finsternis überall da entgegenzutreten, wo sie auftauchten und sich ihre Opfer suchten.

Er fuhr leicht zusammen, als ihn die Kälte des Kellergewölbes traf.

Der Angestellte durchquerte schweigend den Raum, zog erneut die vier Schubfächer heraus und schlug die Laken zur Seite. Immer noch schweigend, trat er zurück – und Zamorra atmete tief und näherte sich der ersten Bahre.

Langsam ging er an den vier Schubfächern vorbei.

Vor jedem einzelnen blieb er kurz stehen.

Und vor jedem hob er die Hand, berührte mit dem Amulett die Metallklappe und schlug hastig das Zeichen des Kreuzes.

Der hagere Angestellte hatte nichts gesehen. Er warf Zamorra nur einen fragenden Blick zu. Der Professor hob die Achseln und schüttelte den Kopf.

»Ich habe mich geirrt«, sagte er. »Ich glaubte, den jungen Mann von irgendwoher zu kennen, aber das war wohl eine Verwechslung.

Trotzdem vielen Dank. Sie haben mir sehr geholfen.«

Ein paar Minuten später stand er wieder draußen.

Die Hand mit dem Amulett hatte er in die Tasche geschoben. Sehr langsam ging er durch die Hofeinfahrt zurück auf die Straße, und seine Gedanken arbeiteten fieberhaft.

Die vier Menschen in den Kühlfächern des Leichenschauhauses waren nicht wirklich tot, das wußte er.

Sie waren einem Vampir zum Opfer gefallen – und mußten selbst zu Vampiren werden. Vier Untote! Vier Monster, die nur die Tage in todesähnlicher Starre verbrachten, die in der Nacht erwachen würden, ausbrechen, von der Gier nach frischem Blut umhergetrieben.

Zamorra hatte ihre Gefängnisse versiegelt. Für den Augenblick wenigstens. Er kannte die Wirkung des Amuletts noch nicht genau genug, er wußte nicht, wie lange der Bann anhielt – und vor allem wußte er nicht, was geschehen würde, wenn jemand auf die Idee kam, die Fächer noch einmal zu öffnen.

Mitten in Honolulu, mitten in diesem bunten, fröhlichen Ferienparadies, lauerte eine gräßliche Gefahr. Und Professor Zamorra wußte, daß er der einzige war, der dieser Gefahr begegnen konnte.

***

Kitty Silver und Bill Fleming verbrachten einen herrlichen, unbeschwerten Ferientag.

Das Sonnenlicht vertrieb die Gespenster der Nacht. Kitty konnte jetzt über sich selbst lachen, verstand nicht mehr, wie ihr eine simple Fledermaus einen solchen Schrecken hatte einjagen können. Die beiden winzigen Male an ihrem Hals waren völlig verschwunden – und sie begann zu glauben, daß sie sich diese Spuren nur eingebildet hatte.

Sie verbrachte einen geruhsamen Morgen mit Bill am Strand. Noch fühlte sie sich ein wenig schwach, doch Sonne, Wind, Wasser und Ruhe brachten es fertig, daß sie sich rasch erholte. Nachmittags fuhren sie mit dem Boot zum Angeln hinaus. In der Dämmerung brieten sie ihre Beute am Strand über einem offenen Holzfeuer, und erst ziemlich spät kehrten sie müde und zufrieden in den Bungalow zurück.

An diesem Abend trennten sie sich nicht mehr.

Wie selbstverständlich blieb Kitty in Bills Zimmer. Sie waren glücklich, genossen das Beisammensein. Für eine Weile vergaßen sie ihre Umgebung, schien die Welt um sie zu versinken, und später schlief Kitty friedlich und entspannt in Bills Armen.

Es ging auf Mitternacht, als sie erwachte.

Sie wußte nicht, was sie geweckt hatte. Eine eigentümliche Unruhe wuchs in ihr. Vorsichtig drehte sie den Kopf, blickte zum Fenster, wo

die feinen Maschen des Insektengitters schimmerten, und spürte das einfallende Mondlicht fast wie eine körperliche Berührung.

Sie mußte hinaus!

Sie wußte nicht, warum – sie wußte nur, daß sie sich mit jeder Faser danach sehnte. Ein Spaziergang durch die Dunkelheit! Diese Nächte waren so schön, so seltsam… Sie dachte an die warme, duftende Finsternis, an die Sterne, an den silbernen Schleier des Mondlichts und die dunklen Rufe der Nachtvögel, und der Wunsch, das alles zu sehen, zu erleben, erschien ihr plötzlich als die selbstverständlichste Sache der Welt.

Sie richtete sich auf.

Vorsichtig glitt sie aus dem Bett und griff nach ihrem Bademantel.

Bill bewegte sich im Schlaf, murmelte etwas – doch er sank sofort wieder zurück, ohne richtig aufzuwachen.

Kitty verließ auf Zehenspitzen den Raum. Sie erreichte die winzige Diele, durchquerte sie. Mit leisem Knarren schwang die Haustür auf – und das schien den Weg in eine fremde, verwandelte Welt zu öffnen.

Sekundenlang blieb Kitty stehen und atmete tief. Vor ihr leuchtete der sanfte Bogen des Strandes in fahlem Weiß, das schwarze Wasser spiegelte glitzernd die Sternbilder. Palmwedel raschelten im Wind, und das Mädchen hob den Kopf und sah hinauf zu den schwankenden Wipfeln. Ihr Blick glitt weiter, über das Gefieder der Palmen hin zu der schwarzen Wand, die sich dem silbernen Licht in den Weg zu stellen schien. Der Mond war eine bleiche Scheibe am Himmel, warf seinen lichten Schleier über die Insel, und das leise Schwingen und Atmen des Waldes klang wie eine lockende Melodie.

Kitty verließ ihren Platz, vergaß, die Tür hinter sich zu schließen.

Ohne das geringste Zögern ging sie auf die dunkle Wand des Waldes zu. Das Gelände stieg sanft an, zwischen den schlanken Palmenstämmen war der Boden silbern gefleckt. Oben auf der Anhöhe türmten sich die Ausläufer der roten Felsen – geduckte Gnomen in der Finsternis. Kitty wußte, daß jemand dort oben zwischen den Steinen wartete, und sie ahnte die Gestalt, lange bevor sie sie sehen konnte.

Sie war wie in Trance.

Zwischen den Felsen blieb sie stehen. Der Mann lehnte schweigend an einem Palmenstamm. Ein schwarzer Umhang bauschte sich um seine Schultern, er lächelte, und Kitty erkannte mit einem leisen Schauer den Fremden aus ihrem Traum.

Seine gelben Augen blickten sie an, leuchteten im Triumph wie durchsichtiger Bernstein. Blutrote Lippen lächelten im geisterhaft bleichen Gesicht. Sein Arm streckte sich aus – und Kitty ging ohne Zögern auf ihn zu, bis ihre Hand die seine berührte.

Sie sah ihn an.

Und mit dieser neuen schlafwandlerischen Sicherheit wußte sie auch

seinen Namen.
»Graf Chaldras?« fragte sie leise.
Er lächelte. Nickte. Seine Finger umspannten sanft ihr Gelenk.
»Du gehörst mir«, sagte er mit der dunklen Stimme, die sie kannte.
»Du wirst mir folgen. Du wirst mein Geschöpf sein. Ein Geschöpf der Nacht, der Finsternis.«
Kittys Blick konnte sich nicht lösen von den gelben Augen.
»Ja«, flüsterte sie. »Ja…«
Die roten Lippen lächelten weiter.
Graf Chaldras hatte sich aufgerichtet. Immer noch hielt er den Arm des Mädchens fest. Mit einer raschen Bewegung warf er den schwarzen Umhang zurück, öffnete das schwarze seidene Hemd über der Brust – und mit der gleichen blitzschnellen, sicheren Bewegung rissen seine scharfen Nägel eine Ader an seinem Hals auf.
Kitty begann zu zittern, als sie das helle sprudelnde Blut sah. Die gelben Augen des Grafen starrten sie an.
»Du wirst mir gehören«, wiederholte er leise und beschwörend.
»Dies ist deine Taufe! Die Taufe der Vampire! Du wirst mein Blut trinken, und dann gehörst du für immer der Finsternis…«
Das Mädchen schauerte.
Noch immer hielt sie der Bann umfangen. Tief in ihr wuchs bebender Schrecken, erwachte Widerstand – aber jetzt war es zu spät, noch gegen den dunklen Sog zu kämpfen.
Mit einem harten Ruck zog der Graf sie an sich.
Wie Eisenklammern hielten seine Hände sie gepackt, drückten ihren Kopf an seine Brust, und sie spürte heißes pulsierendes Blut auf den Lippen…

***

Bill Fleming erwachte nur wenige Minuten, nachdem Kitty das Haus verlassen hatte.
Er erwachte mit einem bohrenden Gefühl der Unruhe, das er sich nicht erklären konnte. Seufzend wälzte er sich herum, tastete nach dem warmen Körper des Mädchens – und fuhr im nächsten Moment erschrocken auf dem Bett hoch.
Kitty war nicht da.
Sie konnte erst vor kurzem aufgestanden sein, er sah noch den Abdruck ihres Kopfes auf dem Kissen – aber sie selbst war verschwunden. Bill atmete tief durch und strich sich das Haar aus der Stirn. Er machte sich klar, daß absolut kein Grund zur Sorge bestand, daß schließlich nichts Besonderes daran ist, wenn ein Mensch in der Nacht aufsteht – aber das Gefühl der Unruhe ließ sich trotzdem nicht vertreiben.
Zwei Minuten wartete er – dann schlug er das Laken zurück.

Aus einem Impuls heraus schlüpfte er nicht in den Bademantel, sondern zog seine Jeans an und streifte den leichten Segelpullover über den Kopf. Auf Zehenspitzen schlich er zu der Verbindungstür zwischen seinem und Kittys Schlafraum, öffnete sie vorsichtig – und stellte mit einem einzigen Blick fest, daß das zweite Bett unberührt war.

Sein nächster Weg führte ins Bad – doch auch dort war niemand.

Bill preßte die Lippen zusammen. Er sah sich um, überlegte, wo Kitty sein könnte – und dabei sprang ihm die offene Haustür förmlich in die Augen.

Er runzelte die Stirn.

Immer noch sah sein klarer, wissenschaftlich geschulter Verstand keinen Grund zur Besorgnis – doch in einer tieferen Schicht des Bewußtseins begann sich Furcht zu regen. Er machte einen Schritt auf die Haustür zu – und verharrte. Der Revolver fiel ihm ein, der in der Nachttischschublade lag. Er hatte ihn mitgenommen, weil es ihm aus grundsätzlichen Erwägungen geraten schien, in einer so einsamen Gegend über eine Waffe zu verfügen – und jetzt wandte er sich aus einem Impuls heraus ab, um ihn zu holen.

Als er die Waffe lud und in die Tasche der Jeans schob, kam er sich schon wieder verrückt vor. Kitty konnte vermutlich nicht schlafen und wollte nur ein wenig Luft schnappen – sie würde ihn auslachen, wenn er mit dem Schießeisen nach ihr suchte. Er verzog die Lippen, ließ den kleinen Revolver trotz allem, wo er war, und eilte wieder zurück zur Haustür.

Die Nacht war warm und klar, der Mond spendete Licht genug, um sich zu orientieren. Bill sah sich um. Er empfand durchaus die Schönheit der seltsam verzauberten Landschaft. Aber er empfand sie normal, wie es jeder andere Mensch auch getan hätte – und er spürte nichts von der geheimnisvollen Lockung der Finsternis, die Kitty in ihren Bann geschlagen hatte.

Daß der Strand leer war, sah er auf den ersten Blick.

Er wandte sich nach rechts, umrundete das Haus, um auf die Rückseite zu gelangen. Sein Blick tastete durch das fahle Halbdunkel und versuchte, etwas zu erkennen.

»Kitty?« rief er gedämpft. Und lauter: »Kitty!«

Sie antwortete nicht.

Und sie war auch nicht in der Nähe.

Bill preßte die Lippen zusammen, starrte mit zurückgelegtem Kopf zur Anhöhe hinauf und spürte, daß sich jetzt doch allmählich echte Sorge in ihm festsetzte.

Diesmal schrie er: »Kitty! Kitty! Wo steckst du?«

Alles blieb still.

Still bis auf das leise Plätschern der Brandung, das Wispern des

Waldes, einen fernen Vogelruf und… Bill fuhr zusammen.
War da nicht eine Bewegung gewesen? Oben auf dem Hügel, irgendwo zwischen den Felsen? Bill kniff die Augen zusammen, versuchte genauer zu sehen, und dabei setzte er sich bereits mechanisch in Bewegung.
Mit raschen Schritten lief er den Hang hinauf. Zweimal stolperte er, fing sich wieder – und dann hatte er auf fünf Yard Entfernung die Felsengruppe vor Augen.
Er verharrte.
Unschlüssig. Zweifelnd an seiner eigenen Wahrnehmung.
»Kitty?« rief er in fragendem Ton.
Ein erstickter Laut antwortete.
Bill fuhr zusammen, erschrak bis ins Mark – aber ehe er etwas tun konnte, überstürzten sich die Ereignisse.
Eine Gestalt taumelte auf ihn zu.
Er sah Kittys silberblondes Haar, ihren weißen Bademantel. Und hinter ihr, zwischen den Felsen, schien sich etwas wie ein übergroßer dunkler Vogel zu erheben, war sekundenlang ein drohender Schatten über den Felsen und verschwand in der Dunkelheit, ehe Bill erkennen konnte, um was es sich überhaupt handelte.
Er lief Kitty entgegen.
Sie prallte gegen ihn, am ganzen Körper zitternd. Schluchzen schüttelte sie. Verzweifelt barg sie den Kopf an seiner Brust, klammerte sich an ihn wie eine Ertrinkende an den rettenden Strohhalm, und für ein paar Sekunden war nichts als ihr krampfhaftes Weinen zu hören.
Er streichelte ihr Haar. »Kitty, so beruhige dich doch! Was ist denn geschehen, was…?«
Sie antwortete nicht.
Aber ihr Körper versteifte sich, als habe die Frage an etwas gerührt, das sie nicht ertragen konnte. Bill griff nach ihren Schultern, schob sie sanft ein Stück von sich und sah sie an.
Der Anblick traf ihn wie ein Tiefschlag.
Er hatte das Gefühl, sein Atem setze aus. Wie versteinert blieb er stehen, starrte Kitty an, und seine Hände verkrallten sich an ihren Schultern, ohne daß er es merkte.
Ihr Gesicht war voller Blut.
Nicht nur ihr Gesicht – auch der Hals, die Hände, der weiße Bademantel. Sie sah aus, als habe sie einen schweren Unfall gehabt – und Schrecken schien Bills Herz wie eine eiserne Faust zusammenzupressen.
»Kitty«, flüsterte er. »Kitty, was ist…?«
Sie hielt die Augen geschlossen. Immer noch war ihr Körper steif.
Bills Beherrschung brach, und er schüttelte sie heftig.

»Kitty, was ist passiert? So rede doch! Was ist geschehen?« Sie stöhnte.

Ihre Stimme bebte, klang dünn und hoch vor Furcht. »Ich weiß nicht! Ich kann mich nicht erinnern! Ich… habe geträumt, ich …«

»Du hast nicht geträumt. Irgend etwas muß passiert sein! Woher kommt das Blut? Woher…?«

Es war, als habe das Wort Blut einen unheimlichen Mechanismus in ihr ausgelöst.

Ihre Augen öffneten sich, wurden weit und starr. Mit überraschender Kraft riß sie sich los, machte zwei Schritte rückwärts, und ein leiser, wimmernder Laut kam über ihre Lippen.

»Nein« flüsterte sie. »Nein, nein, ich will nicht, nein…«

Und im nächsten Sekundenbruchteil erbebte sie wie unter einem Stromstoß, schwankte und brach mit einem leisen Aufschrei zusammen…

***

Nicole schlief schon, als Zamorra das Hotel verließ.

Er hatte darauf verzichtet, sie in seinen Plan einzuweihen – es wäre zwecklos gewesen. Nicoles Ansicht über das blutige Geschehen auf der »White Arrow« stand fest. Irgend jemand hatte die vier Opfer überfallen. Ein Verrückter vermutlich! Ein geisteskranker Mörder, der sich vielleicht sogar wirklich einbildete, ein Vampir zu sein, und sich bis zum Exzeß in diese Schauerphantasien hineingesteigert hatte. Daß dieser Mörder dingfest gemacht werden mußte, leuchtete ihr selbstverständlich ein, ebenso wie ihr einleuchtete, daß der Unbekannte eine Gefahr für sämtliche Menschen in seiner Umgebung darstellte – aber warum ihr Chef die Aufklärung des Verbrechens nicht den zuständigen Behörden überließ, das wollte einfach nicht in ihr hübsches Köpfchen.

Zamorra hatte Müdigkeit geheuchelt. Nicole war ebenfalls erschöpft von dem langen Flug, und sie machte keine Einwände, als er vorschlug, schon früh zu Bett zu gehen. Sie duschte ausgiebig, absolvierte ein paar Gymnastikübungen zwecks Entspannung, versenkte sich für zehn Minuten in die Geheimnisse der Kosmetik, um die letzten Spuren der Anstrengung wegzuzaubern, und kroch schließlich angenehm schläfrig in die Federn, ohne zu ahnen, daß der Professor im Nebenzimmer noch lange nicht an Schlaf dachte.

Zamorra hatte den kleinen Koffer mit dem Sicherheitsschloß geöffnet, der Nicole verdächtig war, seitdem er ihn besaß, und den sie stets nur mit mißtrauischen Blicken bedachte. Der Inhalt hätte sie vermutlich ziemlich erschreckt. Zamorra dagegen waren die verschiedenen Requisiten inzwischen vertraut, und er ging genauso selbstverständlich damit um wie sonst mit seinen Büchern und

wissenschaftlichen Unterlagen.

Das Amulett, die wichtigste Waffe in dem bevorstehenden Kampf, hing bereits an der dünnen Kette um seinen Hals. Die zierliche silberbeschlagene Pistole, die er einsteckte, war eine Spezialanfertigung – und der deutsche Büchsenmacher wunderte sich vermutlich noch heute über den exzentrischen Kunden, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, silberne Kugeln zu verschießen. Zamorra lächelte leicht, als er eine Schachtel mit Reservemunition in die Tasche schob. Zum Schluß schob er noch einen langen, ungewöhnlich schmalen Silberdolch in die Scheide an seinem Gürtel, dann schloß er die Knöpfe der schwarzen Kordjacke, löschte sorgfältig das Licht und verließ das Zimmer.

In der Hotelhalle achtete niemand auf ihn. Den Leihwagen, den er sich im Laufe des Tages besorgt hatte, holte er selbst vom Parkplatz.

Noch strahlte Honolulu im Lichterglanz, war erfüllt vom quirlenden Leben einer Touristenmetropole – aber Zamorra hing seinen Gedanken nach und bemerkte kaum das bunte, fröhliche Treiben.

Das Leichenschauhaus lag in einem ruhigeren Viertel, in das sich nur selten Urlauber verirrten.

Zamorra parkte den Wagen zwei Straßen weiter unter einer Laterne. Sein Gesicht hatte sich verhärtet, als er ausstieg, und er spürte die Spannung bis in die Fingerspitzen. Rasch ging er bis zur Ecke der Kreuzung, sah sich unauffällig nach allen Seiten um und überquerte dann eilig die Fahrbahn.

Kein Mensch war in der Nähe.

Unbehelligt erreichte der Professor die Einfahrt, sicherte noch einmal in die Runde und tauchte in den Schatten. Eine einzige Peitschenleuchte erhellte den weitläufigen Hof. Düster und abweisend ragten die Rückfronten der umliegenden Häuser hoch – abbruchreife, schon geräumte Bauten, wie Zamorra wußte. Das flache Hofgebäude lag wie ein Klotz in der Dunkelheit, und hinter keinem der Fenster war auch nur ein Schimmer von Licht zu sehen.

Der Professor umrundete das Bauwerk, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Die hohen, schmalen Fenster waren vergittert – aber an die Sicherung der Lichtschächte schien niemand gedacht zu haben. Im Grunde war das kein Wunder. Wer stiehlt schon eine Leiche, dachte Zamorra mit einem Anflug von Galgenhumor, während er keuchend eines der schweren Lichtschachtgitter hochstemmte und neben sich an die Mauer lehnte.

Auch er wollte keine Leiche stehlen.

Er wollte lediglich verhindern, daß vier von den Leichen wieder lebendig wurden, ausbrachen und Furcht und Schrecken in die Stadt trugen. Lieutenant Maliki hatte deutlich zu verstehen gegeben, daß

die Behörden nicht gesonnen waren, irgendwelche der Situation angemessenen Sicherheitsvorkehrungen zu treffen. Ganz davon abgesehen, daß das mit normalen Mitteln nicht möglich war, konnte Zamorra den Beamten ihre Weigerung nicht einmal übelnehmen.

Dämonen, Vampire, Ausgeburten der Finsternis – das alles wurde nun einmal von den meisten Menschen ins Reich der Fabel verwiesen, und Zamorra konnte sich noch deutlich an eine Zeit erinnern, wo er in diesem Punkte ähnlich felsenfeste Überzeugungen gehegt hatte wie Nicole.

Er schüttelte die Gedanken ab – jetzt war nicht die Gelegenheit, sie weiterzuspinnen.

Noch einmal blickte er prüfend in die Runde, dann ließ er sich vorsichtig in den engen Lichtschacht hinab, tastete prüfend über das verschlossene Kellerfenster – und sprengte schließlich mit einem entschlossenen Ruck den Riegel.

Es gab ein knirschendes Geräusch, Holz barst, Splitter regneten auf den Boden. Zamorra hielt den Atem an, lauschte. Nichts rührte sich, alles blieb still – und er glitt mit einem tiefen Atemzug durch die enge Fensteröffnung.

In dem Raum dahinter herrschte totale Finsternis. Zamorra zog seine Kugelschreiberleuchte aus der Tasche. Der Lichtstrahl blitzte auf, wanderte in die Runde, glitt über Schränke und Regale – und Sekunden später wußte der Professor, wo er sich befand.

Die Kleiderkammer!

Der Raum, in dem Kleidung und Besitztümer der Toten aufbewahrt wurden, falls sich nicht die Polizei dafür interessierte oder Verwandte Ansprüche geltend machten. Ein intensiver Geruch nach Staub und Mottenkugeln hing in der Luft, Zamorra schüttelte sich, glitt rasch zur Tür und öffnete sie vorsichtig.

Der Gang, in den er geriet, kam ihm bekannt vor.

Der Kühlraum lag rechts von ihm, nur wenige Schritte entfernt.

Die Tür war verschlossen – aber Zamorra hatte keine Schwierigkeiten, das Schloß mit Hilfe einiger Spezialwerkzeuge zu bewältigen.

Lautlos betrat er die Halle, verharrte sekundenlang reglos, lauschte gespannt – und in einem Teil seines Hirns überlegte er dabei, wie viele neue und für einen Wissenschaftler höchst ungewöhnliche Dinge er gelernt hatte, seit das silberne Amulett in seinen Besitz gelangt war.

Judo und Karate hatte er schon früher beherrscht. Diese Kampfsportarten hingen eng mit der fernöstlichen Mystik zusammen und hatten sich ganz selbstverständlich in seine Studien eingefügt. Aber Schlösser zu knacken, wie ein Einbrecher in fremde Häuser einzudringen, ständig mit den verschiedensten Waffen umzugehen – all das hätte er sich vor nicht allzulanger Zeit noch nicht träumen

lassen. Die Notwendigkeit hatte es ihn gelehrt. Die gleiche Notwendigkeit, die ihm seinen weiteren Weg vorzeichnen würde und die ihn heute nacht an diesen Ort geführt hatte. Er kniff die Augen zusammen, lauschte gespannt. Auch diesmal verscheuchte er die überflüssigen Gedanken, und als er die Kugelschreiberleuchte wieder anknipste, war er ganz hellwache Aufmerksamkeit.

In der Leichenhalle hatte sich nichts verändert seit seinem ersten Besuch. Alle Kühlfächer befanden sich an ihrem Platz. Auch die vier, deren Nummern er sich gemerkt hatte – und er schloß daraus, daß der geheimnisvolle Bann des Amuletts noch immer wirksam war.

Mit einer raschen Bewegung streifte er die dünne Kette über den Kopf und schlang sie ein paarmal um das Handgelenk seiner Linken. Dann trat er an das erste Kühlfach, zog es heraus und griff sofort nach dem Silberdolch in seinem Gürtel.

Die Taschenlampe hatte er einstecken müssen – aber er brauchte sie jetzt auch nicht mehr. Ein geheimnisvolles Licht strahlte von dem Amulett in seiner Hand aus – als werde die Kraft des Talismans geweckt durch den Zusammenprall mit anderen Kräften und entfalte sich zu höchster Intensität. Der silbrige Schimmer erfüllte den Raum, erfaßte die Umrisse der Gestalt unter dem roten Gummituch, und im nächsten Moment hielt Zamorra unwillkürlich den Atem an.

Das Laken bewegte sich.

Lautlos glitt es zur Seite. Mit einem Ruck richtete sich die Gestalt darunter auf, und der Anblick traf den Professor wie ein Schock, obwohl er darauf gefaßt gewesen war.

Er hatte das rothaarige Mädchen vor sich.

Die tote Cynthia Faith!

Aber die Leiche war auf erschreckende Weise gewandelt, verändert. Eiskalt wie Smaragde brannten die grünen Augen in dem bleichen Gesicht. Der Mund war unnatürlich rot, lange, spitze Eckzähne ragten über die Unterlippe, und die Finger mit den scharfen, auf geheimnisvolle Weise langgewachsenen Nägeln krümmten sich wie Krallen.

Mitten in der Bewegung schien ein Hieb die Gestalt zu treffen.

Sie zuckte zusammen. Die smaragdfarbenen Augen weiteten sich, sogen sich förmlich fest an dem silbernen Amulett. Wie unter gräßlichen Schmerzen krümmte und wand sich der Körper, zuckte das Gesicht – und als Zamorra die Hand hob, sank die Leiche mit einem dumpfen Ächzen wieder auf die Bahre zurück.

Sie blieb dort starr liegen.

Reglos, versteinert – gebannt von der Macht des Amuletts.

Zamorra wartete ein paar Sekunden, überzeugte sich, daß er die Untote ganz unter seinen Willen gezwungen hatte – und erst als er völlig sicher war, trat er näher heran.

Der silberne Dolch in seiner Rechten glitzerte. Wimmernde, erstickte Laute kamen aus der Kehle des Vampirs. Zamorra atmete tief durch, setzte die Spitze des Dolches in Höhe des Herzens auf die weiße Haut und konzentrierte sich.

Ein rascher Stich – die Klinge drang tief ins Fleisch.

Mit einem gräßlichen Schrei bäumte sich die Untote auf. Schlaff sank sie zurück, der Kopf rollte zur Seite – und in der nächsten Sekunde ging eine seltsame Veränderung mit ihr vor.

Die eben noch gräßlich verzerrten Züge glätteten sich.

Die Lippen wurden bleich, Zähne und Fingernägel schienen sich förmlich in den Körper zurückzuziehen. In den grünen Augen erlosch das eisige Feuer – und von einer Sekunde zur anderen war die erschreckende Vampirfratze wieder das friedliche, im Tode entspannte Gesicht eines jungen Mädchens.

Zamorra atmete auf.

So schrecklich es auch war, was er hier tun mußte – er wußte doch, daß es etwas Gutes bewirkte. Er hatte einen mörderischen, blutsaugenden Vampir getötet; hatte aber damit die Seele eines unschuldigen, jungen Menschen wieder zum Leben erweckt, hatte ihr einen Frieden geschenkt, den sie sonst niemals erlangt hätte – und das wog schwerer als alles andere.

Noch dreimal zog er ein Kühlfach heraus, noch dreimal stieß er zu – und dreimal beobachtete er, wie sich die Fratze einer Bestie wieder in das Totenantlitz eines Menschen verwandelte. Dann schob er die vier Bahren wieder an ihren Platz zurück, steckte den Dolch in die Scheide und hängte sich das Amulett um den Hals.

Niemand beobachtete ihn, als er wenig später das Leichenschauhaus verließ, in seinen Wagen kletterte und ins Hotel zurückfuhr.

Er fand eine Nachricht von Bill vor.

Eine Nachricht, die ihn erschreckte!

Bill hatte angerufen. Seine Botschaft war in einem Hindudialekt abgefaßt, den Zamorra kannte und von dem sein Freund mit Recht angenommen hatte, daß er für den Hotelportier ein Buch mit sieben Siegeln war.

»Komm sofort«, lautete die Übersetzung. »Kitty ist in Gefahr, und auf Mauna Loa stimmt irgend etwas nicht. Wir brauchen Hilfe.«

***

Dermot Devlin tuckerte gemächlich mit kleiner Fahrt durch die Dunkelheit, als er den Schatten der »Aloha II« auf sich zugleiten sah.

Dermot Devlin war auf der grünen Insel Irland geboren. Man sah es ihm an. Ebenso wie man seinem wiegenden Gang, dem wettergegerbten Gesicht unter dem brandroten Haarschopf und dem Faltenkranz und die stets leicht zusammengekniffenen Augen ansah,

daß er sein halbes Leben auf See verbracht hatte. Hier auf den Inseln von Hawaii war er schließlich hängengeblieben. Bildhübsche Mädchen, erstklassiger Rum, ein Klima wie ewiger Frühling – das alles hatte es ihm angetan. Außerdem steckten die Inseln voller Verdienstquellen für einen Mann mit einem guten Boot. Dermot Devlin hatte von seiner gesparten Heuer die »Rosalie« gekauft. Er fristete sein Leben, indem er Touristen zum Angeln mitnahm, seine stets ein wenig abenteuerlichen Fahrten galten als Geheimtip, und er hatte zu dem Boot ein Verhältnis wie ein anderer Mann etwa zu seiner Ehefrau.

An diesem Abend war er auf der Rückfahrt von Niihau nach Oahu. Der Tag war mit Ärger vergangen – Ärger vor allem über einen finanzkräftigen, aber ahnungslosen Millionär, der es durch reine Dummheit fertigbrachte, den größten Mariin von der Angel zu verlieren, den Dermot Devlin je gesehen hatte. Auf Niihau war er erst einmal auf ein paar Drinks in der nächsten Kneipe verschwunden, um seinen Ärger hinunterzuspülen. Da er Freunde getroffen hatte, war es spät geworden, und jetzt lenkte der alte irische Seebär die »Rosalie« sicher durch das Gewirr der Inseln und Riffe, genoß die klare warme Nacht und hatte keinerlei Ehrgeiz, sein Ziel schneller als nötig zu erreichen.

Die Begegnung mit der »Aloha II« versetzte ihn von der ersten Sekunde an in Alarmstimmung.

Das Verschwinden der Fähre hatte auf den Inseln einiges Aufsehen erregt. Die Einheimischen rätselten immer noch darüber, weil niemand recht daran glauben wollte, daß Morton Danning das Schiff auf ein Riff gesetzt hatte, oder daß es aus anderen Gründen mit Mann und Maus gesunken war. Devlin glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er die Buchstaben auf der Bordwand entziffern konnte. Aber es war nicht nur die Überraschung, die ihm unter die Haut ging – es war auch noch etwas anderes, das er sich nicht sofort erklären konnte. Dermot Devlin hatte immer in und mit der Natur gelebt.

Er spürte das Nahen eines Sturms, noch ehe irgendeine Wetterstation ihn verzeichnete. Er war vertraut mit Wind und Wetter, mit den Signalen der Natur, mit den unmerklichen Schwingungen der Atmosphäre. Und er spürte auch auf Anhieb den eigentümlichen Atem der Gefahr, der von dem dunklen Schatten der »Aloha II« ausging und der immer intensiver, immer erschreckender wurde, je näher die Fähre über das dunkle Wasser heranglitt.

Devlin spannte die Muskeln. Aus schmalen Augen starrte er zu dem Schiff hinüber. Er sah die Gestalt an der Reling – aber seine alarmierten Sinne nahmen mehr wahr als nur einen hochgewachsenen Fremden in einem wehenden schwarzen Umhang.

Er sah das bleiche Gesicht. Die gelben Augen.

Die weißen spitzen Zähne, die sich in einem triumphierenden Lächeln weit über die Unterlippe schoben… Und Dermot Devlin spürte mit der ganzen Kraft seines wachen, an den Umgang mit den Mythen und Sagen der verschiedensten Völker gewöhnten Gefühls, daß hier etwas Drohendes, Unheimliches, mit menschlichem Maß nicht Faßbares auf ihn zukam.

Er zog die Unterlippe zwischen die Zähne.

Noch war die Panik gegenstandslos, lauerte gleichsam über der Oberfläche des Bewußtseins. Devlins Fäuste umspannten das Steuerrad. Aufmerksam sah er dem massigen Schatten der »Aloha II« entgegen – und im nächsten Moment zuckte er zusammen wie unter einem Hieb, als die Fähre den Kurs änderte.

Sie wollte ihn rammen!

Schwarz und drohend kam der Kiel auf ihn zu. Dermot Devlin erkannte blitzartig die Gefahr – und im nächsten Sekundenbruchteil reagierte er bereits.

Mit der Linken warf er den Hebel auf »volle Fahrt«. Die Motoren röhrten laut auf, ein Zittern durchlief den Bootsrumpf. Devlins Fäuste wirbelten das Steuer herum. Die »Aloha II« lag querab, glitt schräg auf ihn zu, und er machte nicht erst den Versuch, nach steuerbord zu entkommen, sondern zwang die »Rosalie« in eine enge Linkskurve.

Das gewagte Manöver rettete ihn.

Die Besatzung der »Aloha II« rechnete nicht damit, der Rudergänger reagierte zu spät. Im Abstand von nicht einmal einem Yard kreuzte das leichte Boot den Kurs der Fähre. Gischt spritzte, die »Rosalie« tanzte wie eine Nußschale auf der Bugwelle. Hart an der Backbordseite der »Aloha II« jagte sie entlang, löste sich aus dem Schatten des Schiffsrumpfs und hatte bereits einen beruhigenden Vorsprung gewonnen, als die »Aloha II« sich schwerfällig drehte.

Dermot Devlin wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Er wandte sich um, sah mit zusammengekniffenen Augen zurück zu der Fähre. Auch die »Aloha II« lief jetzt mit voller Fahrt. Devlin überlegte. Ein Wettrennen konnte er sich nicht leisten – auf die Dauer würde das große Schiff ihn einholen, und mit seinen Treibstoffvorräten war es auch nicht weit her. Er mußte die nächstbeste Insel anlaufen, an Land gehen, sich verstecken oder… Erneut wirbelten seine Fäuste das Steuerrad herum.

Querab unterbrach das Riff von Mauna Loa wie eine unregelmäßige Linie die zerfließenden Spiegelbilder der Sterne. Dahinter erhob sich die Insel wie ein dunkler Buckel. Devlin hätte die Durchfahrt auch im Schlaf gefunden. Er wußte, daß er gerettet war, wenn er es schaffte. Die Rinne zwischen den Korallenfelsen war zu schmal für ein größeres Schiff. Die »Aloha II« mußte die Insel umrunden, konnte allenfalls an der Nordseite anlegen, und bis dahin… Für ein paar Minuten schaltete

Dermot Devlin seine Gedanken vollkommen ab.

Schwarze Felsen glitten links und rechts an ihm vorbei – oder besser: rote Felsen, die in der Dunkelheit schwarz aussahen. Die Rinne verengte sich, beschrieb einen Bogen. Dicht unter der spiegelnden Wasserfläche zerfloß der Schatten einer tückischen Untiefe. Etwas rieb knirschend gegen den Kiel, Devlin korrigierte den Kurs, leistete Millimeterarbeit – und dann war er durch, lenkte das Boot durch das ruhige Wasser der Lagune und sah den fahlweißen Strand der Insel vor sich.

Licht schimmerte zwischen den Palmstämmen – die erleuchteten Fenster eines Ferienhauses. Devlin hielt darauf zu. Ein paar Minuten später erreichte er die Insel, manövrierte die »Rosalie« neben ein zweites Boot an den Anlegesteg und machte sie fest, nachdem er elastisch auf die Planken gesprungen war.

Weit draußen konnte er immer noch die Positionslichter der »Aloha II« sehen. Noch nachträglich traf ihn das Gefühl der dunklen Drohung wie ein Eishauch. Er biß die Zähne zusammen, und er hatte es plötzlich eilig, über den sanft ansteigenden Strand zu dem bewohnten Bungalow hinaufzulaufen.

Als er noch drei Schritte vom Haus entfernt war, öffnete sich die Tür.

Ein Mann trat heraus. Ein mittelgroßer schlanker Mann, eher drahtig als kräftig gebaut, aber sportlich durchtrainiert und fit. Ein kleiner Revolver lag in seiner Rechten, die Mündung wies auf Dermot Devlins Brust, und die zusammengekniffenen Augen tasteten aufmerksam über das Gesicht des Iren.

Devlin blieb stehen.

Mechanisch spreizte er die Arme ein wenig ab. Die Art, wie er das Gesicht verzog, spiegelte eine Art komischer Verzweiflung.

»Mann!« stöhnte er. »Sie haben mir gerade noch gefehlt, Mister! Erst versucht dieser verdammte Kahn da draußen, mich auf den Grund zu schicken, und jetzt sie!«

Bill Fleming horchte auf.

In den letzten vierundzwanzig Stunden war zuviel geschehen, als daß er einem unbekannten Besucher der Insel noch ohne Mißtrauen hätte entgegentreten können. Aber dieser breitschultrige hünenhafte Ire mit dem brandroten Haar und den grünlichen Augen wirkte so durch und durch handfest und realistisch, daß Bills Unruhe einer normalen Neugier Platz machte.

»Kahn?« echote er. »Welcher Kahn denn?«

»Die ›Aloha II‹.« Devlin machte eine Geste mit dem Kopf. »Da draußen können Sie noch die Positionslichter sehen. Ich habe keinen Schimmer, warum der Kahn mich rammen wollte, aber ich habe mich vorsichtshalber durch das Riff verdrückt.« Er machte eine Pause und stieß die Luft durch die Nase. »Und jetzt kommen Sie, fuchteln mir mit

dem Schießeisen vor dem Gesicht herum und…«

»›Aloha‹« unterbrach ihn Bill. »Ist das nicht die Privatjacht des Grafen Chaldras?«

»Privatjacht? Spinnen Sie, Mister? Die ›Aloha II‹ ist ein ehrliches Fährschiff. Und es schippert da draußen herum, obwohl es eigentlich von rechts wegen auf dem Meeresgrund liegen müßte. Falls es noch nicht bis in Ihre Einsamkeit vorgedrungen sein sollte, Mister – die ›Aloha II‹ ist vor ein paar Tagen unter reichlich mysteriösen Umständen spurlos verschwunden.«

Bill Fleming zögerte einen Moment.

Unschlüssig, prüfend tastete sein Blick über Devlins Gesicht. Dann ließ er mit einem tiefen Atemzug die Schultern sinken und schob rasch entschlossen den Revolver in den Hosenbund.

»Kommen Sie herein«, sagte er ruhig. »Ich denke, wir haben uns eine Menge zu erzählen…«

***

Nicole und Zamorra ließen sich am nächsten Morgen von einem einheimischen Fischer nach Mauna Loa bringen.

Der Mann schien eine eigentümliche Scheu vor der Insel zu haben.

Zamorra spürte es, obwohl der Bursche in der Flicht seines Bootes stand wie ein Steindenkmal. Geschickt steuerte er das leichte Fahrzeug durch das Gewirr der Inseln und Riffe, manövrierte es am Anlegesteg zwischen die »Rosalie« und die kleinere »Sunshine«, die zu dem Ferienhaus gehörte, und musterte den Bungalow unter den Palmen mit einem scheuen, abgrundtief mißtrauischen Blick.

Kitty und Bill warteten am Strand, außerdem noch ein rothaariger wettergegerbter Bursche, den Zamorra nicht kannte. Über den Grund seiner Anwesenheit hüllte sich Bill in Schweigen – und der Professor nahm an, daß sein Freund mit Rücksicht auf Kitty und Nicole so handelte.

Die Begrüßung fiel herzlich aus.

Der große Bungalow bot Raum für alle, Zamorra und seine Sekretärin richteten sich in ihren Zimmern ein. Nicole brauchte als weibliches Wesen weit mehr Zeit zum Auspacken und Einräumen. Kitty half ihr dabei, und die drei Männer verließen das Haus unter dem Vorwand, sich ein wenig die Gegend ansehen zu wollen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Zamorra, unter welchen Umständen Dermot Devlin zu der Gruppe gestoßen war. Von dem rätselhaften Verschwinden der »Aloha II« hatte der Professor bereits in Honolulu gehört. Bisher waren seine Vermutungen dahin gegangen, daß der Fähre etwas Ähnliches zugestoßen sei wie der Jacht »White Arrow«.

Auch jetzt sah er keinen Grund, von dieser Hypothese abzugehen – doch die Tatsache, daß die »Aloha« nachts zwischen den Inseln

erschien und offenbar Jagd auf andere Boote machte, ließ die Angelegenheit dennoch in einem neuen, anderen Licht erscheinen.

Dermot Devlins Schilderungen waren äußerst präzise. Vor allem seine Beschreibung des unheimlichen Fremden in dem schwarzen Umhang ließ Zamorra sofort bestimmte Schlüsse ziehen. Der Ire hätte Mauna Loa längst verlassen können, er hatte im Gefühl, daß die Gefahr nur nachts drohte – doch er war finster entschlossen, nicht eher von der Insel zu weichen, bis er den geheimnisvollen Geschehnissen auf den Grund gekommen war.

Auch Bill berichtete. Genau wie Zamorra brachte er dem bärbeißigen Iren instinktiv Vertrauen entgegen, und beide Männer nahmen kein Blatt vor den Mund.

»Ich begreife das alles einfach nicht«, schloß Bill Fleming. »Irgend etwas Schreckliches muß Kitty zugestoßen sein. Verletzt war sie nicht, aber voller Blut und total außer sich. Sie weigert sich einfach, darüber zu sprechen. Sie kann oder will sich nicht erinnern, und sie versucht, die ganze Geschichte zu verdrängen.«

Zamorra zog die Unterlippe zwischen die Zähne.

Er hatte Dermot Devlins Zusammenzucken bemerkt und warf ihm einen Blick zu. »Was halten Sie davon, Mr. Devlin?« fragte er ruhig.

Der Ire rollte unbehaglich die Schultern. Man sah ihm an, daß er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte. Er schien zu zögern, warf Bill Fleming einen Seitenblick zu und begegnete dann den aufmerksamen grauen Augen von Professor Zamorra.

»Ich weiß nicht recht«, brummte er. »In den alten Legenden heißt es, daß die Vampire…«

»Vampire?« fuhr Bill Fleming auf. »Fangen Sie an, durchzudrehen, Mann?«

Devlin zuckte die Achseln. Sein kantiges Kinn schob sich vor. Er war ganz sicher kein Geisterseher, kein unrealistischer Träumer, aber der ständige Umgang mit der Natur und mit den Elementen hatte ihn gelehrt, daß es tatsächlich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gab, als die meisten Menschen sich träumen ließen.

»Ich weiß selbst nicht, ob ich daran glaube«, sagte er ruhig. »Ich erzähle Ihnen nur, was die alten Legenden berichten. Manchmal finden die Vampire Gefallen an einem Menschen. Den töten sie nicht – den zwingen sie, ihnen lebendig in ihr Reich zu folgen. Die Taufe der Vampire, heißt es, besteht darin, daß ein lebendiger Mensch das Blut des Untoten trinkt. Von diesem Moment an ist er dem Vampir verfallen. Er muß den Befehlen des Untoten gehorchen, und eines Tages wird er beginnen, Opfer zu suchen und Blut zu saugen…«

Devlin schwieg abrupt, räusperte sich und sah von einem zum anderen. »Ein solcher Mensch kann nur gerettet werden, wenn jemand den Vampir vernichtet«, fügte er hinzu.

Für einen Moment blieb es still.

Bill Fleming schüttelte den Kopf. Er starrte in das derbe, kantige Gesicht des Iren, als könne er nicht begreifen, was er eben gehört hatte.

»Sagen Sie mal – glauben Sie den Blödsinn etwa?« fragte er schließlich.

Devlin strich seine eine rote Haarsträhne aus der Stirn. Er antwortete nicht, sondern blickte Zamorra an, bei dem er instinktiv Verständnis spürte.

»Sie haben mich gefragt, was ich davon halte«, sagte er. »Und ich hab's Ihnen erzählt. Ich weiß, daß man heutzutage jedes Staubkörnchen auf der Welt wissenschaftlich erklären kann. Aber ich weiß auch verdammt genau, daß es eine Menge Dinge gibt, die sich nicht messen, nicht zählen und nicht wiegen lassen. Weil sie nämlich zu einer ganz anderen Welt gehören – deshalb.«

Bill Fleming atmete tief durch.

Er wollte protestieren, wollte all diese Vermutungen, die seinem Weltbild zuwiderliefen, weit von sich weisen, aber dann zuckte er nur die Achseln. Zamorras Blick hatte ihn gebremst. Der Professor nagte an der Unterlippe, und sein schmales, markantes Gesicht sah ungewöhnlich ernst aus.

»Vergiß einmal für einen Moment, was du von Vampiren, Dämonen und ähnlichem hältst, Bill«, sagte er eindringlich. »Was bleibt, ist die Tatsache, daß mit Kitty irgend etwas passiert ist, an das sie sich nicht erinnern kann. Und das wir in ihrem eigenen Interesse klären müssen – oder…?«

Bill rieb sich die Stirn. »Sicher, aber…«

»Es gäbe eine Möglichkeit. Eine Chance, die verschüttete Erinnerung freizulegen.«

»Und wie soll das vor sich gehen?«

»Hypnose. Wenn Kitty einverstanden ist…«

Bill runzelte die Stirn. Hypnose – das war etwas, das sich wissenschaftlich erklären, methodisch anwenden und in einem konventionellen Weltbild unterbringen ließ. Er nickte entschlossen und stand von dem umgestürzten Palmenstamm auf, den er als Sitzbank benutzt hatte.

»Warum sollte Kitty nicht einverstanden sein?« fragte er. »Schließlich müßte sie selbst daran interessiert sein, zu erfahren, was gestern nacht geschehen ist. Also los, fragen wir sie!«

Zamorra nickte.

Die drei Männer verließen den Platz ihrer Unterredung und kehrten zum Haus zurück. Auch Nicole hatte sich inzwischen in ihrem Zimmer eingerichtet. Sie trug Jeans und ein knapp geschnittenes weißes T-Shirt, hatte das dunkle Haar im Nacken zusammengefaßt und saß

neben Kitty am Tisch in der Küche, wo die Kaffeemaschine vor sich hin brodelte.

Kitty hob ruckartig den Kopf, als sie Zamorras Blick spürte. Seine Anwesenheit schien sie irgendwie zu beunruhigen. Ihr Lächeln wirkte gezwungen, und die großen blauen Augen flackerten verhalten.

Bill war seiner Sache sicher. Er schien nicht im Traum mit Ablehnung zu rechnen.

»Wir haben eine Möglichkeit gefunden, der Sache von heute nacht auf den Grund zu kommen«, sagte er. »Zamorra wird dich in Trance versetzen und…«

Kitty starrte ihn an.

»Trance?« echote sie.

»Hypnose, ja. In diesem Zustand kann man Dinge ins Bewußtsein zurückholen, die man vorher verdrängt hatte. Du wirst dich an alles erinnern, was geschehen ist, du wirst es uns erzählen können und…«

Kittys Lider flatterten. Sie starrte Zamorra an und schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte sie tonlos.

»Aber…«, begann Bill.

»Nein! Ich will nicht!« Kittys Stimme wurde schrill. »Mein Kopf gehört mir! Ich dulde nicht, daß jemand in meinen Gedanken herumschnüffelt und…«

Sie stockte abrupt.

Vermutlich war ihr selbst zum Bewußtsein gekommen, wie unangemessen dieser Ausbruch war. Ihre Lippen zitterten, und sie sah hilflos von einem zum anderen.

»Ich kann nicht«, sagte sie erstickt, »Es tut mir leid, wenn… Ich wollte nicht unhöflich sein. Aber ich könnte das einfach nicht ertragen. Ich habe Angst davor, ich …«

Bill wollte etwas sagen, wollte protestieren – doch Zamorra machte ihm ein Zeichen zu schweigen. Der Professor hatte den eigentümlichen, fast fiebrigen Glanz in Kittys Augen wahrgenommen – und er wußte, daß es sinnlos war, jetzt noch weiter in sie zu dringen.

»Es ist selbstverständlich allein Ihre Entscheidung, Kitty«, sagte er ruhig. »Sie können es sich ja noch überlegen und uns Bescheid sagen, falls Sie Ihre Ansicht geändert haben.« Und mit einem tiefen Atemzug: »Wir sollten uns darüber einig werden, was wir als nächstes unternehmen. Ich bin sehr gespannt auf die Insel. Und ganz besonders interessiert mich die Frage, ob die ›Aloha II‹ tatsächlich im Hafen von Graf Chaldras' Landsitz liegt…«

***

Eine halbe Stunde später waren sie bereits unterwegs.

Die Stimmung wirkte bedrückt. Lediglich Kitty schien gut gelaunt –

als sei der Ausbruch, mit dem sie sich gegen die Hypnose gewehrt hatte, nur das kurze, bereits wieder vergessene Aufblitzen einer anderen Bewußtseinsschicht gewesen. Bill Fleming verhielt sich schweigsam und in sich gekehrt. Er begriff Kittys Weigerung nicht, er schaffte es einfach nicht, für die Ereignisse der letzten Tage eine vernünftige Erklärung zu finden. Dermot Devlin war ebenfalls sehr schweigsam, Zamorra von einer seltsamen, fast fiebrigen Spannung ergriffen – und auch Nicole hing ihren eigenen Gedanken nach, die im wesentlichen auf die Frage hinausliefen, ob nun sogar der realistische, wissenschaftlichkühle Bill Fleming schon anfing, Gespenster zu sehen.

Sie gingen am Strand entlang.

Die Sonne stand fast im Zenit, und die Hitze schien wie ein körperliches Gewicht herabzufallen. Nach einer Weile entschlossen sie sich, lieber im Schatten der Palmen zu bleiben. Das war zwar etwas mühsamer, aber entschieden angenehmer. Etwa zwanzig Minuten brauchten sie, um die felsige Landzunge zu erreichen, die die Bucht begrenzte, und von dort aus hatten sie einen ungehinderten Blick über den kleinen natürlichen Hafen.

Die »Aloha II« lag an einem nagelneuen Anlegesteg, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt.

Kein Mensch war an Bord – nichts wirkte ungewöhnlich auf der Fähre. Dermot Devlin kniff die Augen zusammen und sah von einem zum anderen.

»Sie ist nicht mal angekratzt«, sagte er. »Außerdem kenne ich Morton Danning – der setzt ein Schiff nicht auf irgendein Riff. Da ist etwas faul an der Sache, sogar oberfaul!«

Die anderen schwiegen.

Auch ihnen war das Verschwinden und Wiederauftauchen der »Aloha II« ein Rätsel. Lediglich Zamorra glaubte die Erklärung zu kennen, aber er hütete sich, seine böse Ahnung laut werden zu lassen.

Sein Blick glitt die Anhöhe hinauf zu dem weißen Herrenhaus, das zwischen Palmen und exotischer Blumenpracht in der Sonne leuchtete. Weiße Säulen trugen einen breiten Balkon, die Fenster gähnten wie dunkle Höhlen. Ganz deutlich spürte der Professor die Ausstrahlung von Drohung und Gefahr, die von dem Gebäude ausging, und er überlegte, ob sie es riskieren sollten, dem geheimnisvollen Grafen Chaldras einen Besuch abzustatten. Die Gelegenheit war günstig.

Falls er recht hatte mit seiner Hypothese, falls es sich bei dem Grafen und seinem Anhang tatsächlich um Vampire handelte, bestand jetzt, am hellichten Tag, noch die beste Chance, sie zu besiegen. Sie konnten das Haus nicht verlassen, brauchten die Dunkelheit. In der Sonne, dem Licht und der Hitze ausgeliefert, würden sie in todesähnliche Starre verfallen und… Es war schließlich nicht die trotz allem vorhandene Gefahr, die Zamorra darauf verzichten ließ, sofort zu handeln – es war

die Reaktion von Kitty Silver.

Eine eigenartige Erregung schien das Mädchen zu erfüllen, seit sie sich dem Haus genähert hatten. Ihre Haltung wirkte steif, verkrampft, nur die schmalen Hände bewegten sich unruhig. Wie gebannt starrte Kitty zu dem weißen Herrensitz hinüber, ihre Lippen formten lautlose Worte, und in den blauen Augen lag ein fiebriger, fast sehnsüchtiger Glanz.

Zamorra wagte nicht vorauszusagen, was geschehen würde, wenn er Kitty zwang, dem geheimnisvollen Grafen gegenüberzutreten.

Ihre Nerven schienen bis zum Zerreißen gespannt. Zamorra spürte förmlich, daß sie einen lautlosen, unsichtbaren Kampf mit einer fremden Macht ausfocht, daß sie innerlich am Rande eines Abgrunds taumelte – und er wußte, daß er einfach nicht riskieren durfte, sie endgültig in diesen Abgrund hineinzutreiben und vielleicht einen Schaden anzurichten, der nie wiedergutzumachen war.

Er atmete tief durch.

»Gehen wir«, sagte er ruhig. »Wir haben erfahren, was wir wissen wollten. Und um das Rätsel der ›Aloha II‹ zu lösen, müssen wir zunächst einmal abwarten, was weiter geschieht.«

Die anderen stimmten zu.

Fast erleichtert wandten sie sich ab, gingen wie in stummer Übereinkunft eilig durch den grünen Palmenschatten und kehrten in den vertrauten Bereich ihres Strandes zurück.

Graf Chaldras' Landsitz und die »Aloha II« blieben hinter ihnen zurück, und ihre Unterhaltung wurde lebhafter und unbeschwerter, als sei ein düsterer Bann von ihnen genommen.

Nur Kitty Silver war immer noch seltsam abwesend, und der Blick ihrer Augen schien durch alles hindurchzugehen und sich in eine unvorstellbare Ferne zu richten…

***

»Das ist doch verrückt, Chef!« sagte Nicole Duval ein paar Stunden später energisch. »Was soll denn, um alles in der Welt, dabei herauskommen, diese Fähre zu beobachten? Schön – sie ist verschwunden, und der Graf scheint sie widerrechtlich zu benutzen. Aber was ist daran so interessant, was…«

»Denken Sie an die vier Toten von der ›White Arrow‹, Nicole«, sagte Zamorra hart.

»Sie meinen…?« Nicole stockte und runzelte die Stirn. »Sie meinen, der Graf könnte der Mörder sein? Und er könnte vielleicht auch die Besatzung der Fähre umgebracht haben?« Ihre Augen verdunkelten sich. »Aber warum benachrichtigen Sie dann nicht die Polizei, Chef? Warum wollen Sie diesen Verbrecher auf eigene Faust überführen? – Bill, seien doch wenigstens Sie vernünftig!«

Bill Fleming zuckte die Achseln. Sein Blick wirkte ratlos – aber um seinen Mund lag ein entschlossener Zug.

»Ich weiß nur, daß ich dieser Sache auf den Grund kommen will«, sagte er. »Wenn die ›Aloha II‹ heute nacht wieder ausläuft, werden wir auf ihrer Spur sein.« Und in Richtung auf die beiden anderen Männer: »Wie ist es? Können wir starten?«

Zamorra nickte. Dermot Devlin schob sein kantiges Kinn vor und stand auf. Sie verabschiedeten sich von Nicole und Kitty, die die Besprechung vollkommen teilnahmslos verfolgt hatte, verließen das Haus und bewegten sich wenig später langsam und vorsichtig über den unebenen, mit faulenden Kokosnüssen, umgestürzten Stämmen und jungen Schößlingen besäten Boden der Palmenterrasse.

Nach etwa zwanzig Minuten hatten sie einen Platz erreicht, der einen ungehinderten Blick über den von Felsen eingefaßten Hafen gestattete. Die silberne Mondsichel spendete genug Licht. Deutlich hob sich der schwarze Schatten der »Aloha II« vom glitzernden Wasser ab, und sie konnten jede Einzelheit erkennen.

Sie warteten.

Minuten verstrichen, eine halbe, eine volle Stunde… Die Flut stieg. Eine Art Leuchtstreifen säumte das dunkle Wasser der Lagune, leckte mit jeder anrollenden Welle höher und übergoß Sand und Kiesel mit silbrigem Licht. Gegen Mitternacht kam Wind auf. Unruhig fächerten die Palmenwipfel auseinander, zwischen den Riffen strömte die Flutwelle mit langen, glitzernden Gischtschweifen herein. Der Wald im Zentrum der Insel schien zu schwingen und zu atmen, das Wasser spiegelte den klaren Himmel und das Sternenlicht, und selbst Professor Zamorra wurde für eine Weile vom Zauber dieser Nacht gefangen.

Es war eine jähe Änderung in der Atmosphäre, die ihn aufschrecken ließ.

Weder Bill Fleming noch Dermot Devlin bemerkten es sofort. Aber Zamorra nahm deutlich eine Art Strahlung wahr – wie ein elektromagnetisches Feld, dessen Spannungen und Kräfte er mit feinsten Gefühlsantennen auffangen konnte. Auf der Haut spürte er das kühle Silber des Amuletts. Es schien lebendig zu werden, schien seine eigene, aus einem unerklärbaren Kraftfeld geborene Strahlung zu entwickeln – und der Professor wußte, daß es ernst wurde.

Er konzentrierte sich.

Den Landsitz des Grafen konnte er von diesem Platz aus nur in Umrissen erkennen. Aber er brauchte nichts zu sehen, um zu wissen, daß jemand das Haus verlassen hatte. Jemand, der nicht von dieser Welt war! Ein übernatürliches Wesen, ein Untoter – mehrere vielleicht! Sie kamen näher, ihre unheimliche Ausstrahlung verstärkte sich, und Sekunden später konnte Zamorra ihre schattenhaften

Gestalten auf dem Weg zwischen Haus und Strand ausmachen.

Auch Bill und Devlin hatten sie gesehen.

Der Ire stand starr da, leicht vorgebeugt, die Augen zusammengekniffen. Er schien ein ähnliches Gespür für die geheime Drohung zu besitzen wie Zamorra – längst nicht so ausgeprägt natürlich, weit weniger bewußt, aber immerhin sensibel genug, um ihn die Farbe wechseln und hart die Zähne zusammenpressen zu lassen. Gespannt beobachtete er die vier, fünf dunklen Gestalten – und dann, als sie aus dem Schatten der Palmen auf den mondhellen Strand traten, sog er unwillkürlich die Luft durch die Zähne.

»Verdammt!« krächzte er. »Das sind doch…« Zamorra wandte den Kopf. »Ja?«

Dermot Devlin schluckte. Er sah noch einmal hin, als könne er seinen Augen nicht trauen, und schüttelte fassungslos den Kopf.

»Die Leute von der ›Aloha II‹, die Besatzung«, flüsterte er. »Morton Danning, Leif Eckström, Rosario, Guma…«

»Und der fünfte?« fragte Zamorra. »Ist das Graf Chaldras?«

Devlin schüttelte den Kopf. »Nein. Ich meine – es ist jedenfalls nicht der Kerl in dem schwarzen Umhang, den ich gesehen habe, als die ›Aloha II‹ mich rammen wollte. Aber da war ein amerikanischer Tourist, der angeblich beim Segeln ertrunken sein soll. Ich habe sein Bild in der Zeitung gesehen…«

»Und Sie meinen, er könnte es sein?«

»Möglich. Ich weiß nicht, ich…« Er brach ab, machte eine hilflose Geste. Zamorra konnte ihn verstehen. Die Gesichter der Wesen dort unten zeigten kaum mehr menschliche Züge, hatten sich zu bleichen gierigen Fratzen gewandelt, waren mit Sicherheit nur noch zu identifizieren, wenn man sie in ihrem früheren Leben sehr gut gekannt hatte. Der Professor biß die Zähne zusammen. Fast körperlich spürte er den Eishauch der Gefahr, der ihn anwehte. Aus schmalen Augen beobachtete er, wie die fünf dunklen Gestalten an Bord gingen, und er versuchte das Grauen abzuschütteln, das ihn zu überfallen drohte.

Bill Fleming hatte sich in seiner Deckung aufgerichtet. Sein Gesicht spiegelte Ratlosigkeit.

»Ein ertrunkener amerikanischer Tourist«, zählte er auf. »Die Besatzung eines verschollenen Fährschiffs! Verdammt noch mal – ich habe das Gefühl, daß sich auf dieser Insel entschieden zu viele Leute herumtreiben, die eigentlich tot sein müßten!«

Es war Dermot Devlin, der die Antwort gab. Mit einer Stimme, in der nicht die geringste Unsicherheit mitschwang. »Sie sind tot. Das heißt, sie sind als Menschen tot und führen eine andere Form von Existenz weiter. Im Grunde sind sie weder tot noch lebendig, sondern…«

»…untot«, vollendete der Professor knapp. »Sie sind Wesen aus einer anderen Welt. Bestien, die sich vom Blut und vom Leben unschuldiger

Menschen ernähren und …«
»Aber das ist doch himmelschreiender Blödsinn!« begehrte Bill Fleming auf. »Das hat doch nicht das geringste zu tun mit Parapsychologie und wie immer man die Grenzgebiete der Wissenschaft nennen will.« Seine Stimme wurde scharf, beschwörend. »Es gibt keine Vampire! Das sind Märchen! Verdammt noch mal, Zamorra, du willst mir doch nicht erzählen, daß du im Grunde nicht ganz genau weißt…«
»Ich weiß nur, daß wir etwas unternehmen müssen«, unterbrach ihn der Professor ruhig. »Die ›Aloha II‹ läuft nicht umsonst aus. Irgend jemand ist in Gefahr, irgend jemand wird den fünf… Wesen da unten zum Opfer fallen, wenn wir es nicht verhindern. Nenne sie Vampire, nenne sie Mörder, Geisteskranke oder wie auch immer! Was zählt, ist nur die Frage, wie wir sie stoppen können.«
Bills Lippen bildeten einen dünnen Strich.
»Da hast du allerdings recht«, sagte er hart. »Das einfachste wäre, die Polizei zu alarmieren, aber dafür dürfte es jetzt zu spät sein.« Er zögerte und rieb sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Bist du bewaffnet?« wollte er wissen.
Zamorra nickte. Er meinte eine andere Art von Waffe, als sein Freund sich träumen ließ, doch jetzt war nicht der Zeitpunkt, um darüber zu diskutieren.
»Ich habe ebenfalls einen Revolver«, sagte Bill. »Genau wie Mr. Devlin. Wir sind zu dritt, die Typen auf der ›Aloha II‹ zu fünft. Also dürfte es kein allzu großes Risiko sein, der Fähre zu folgen.«
Er blickte von einem zum anderen. Der Professor nickte nur. Dermot Devlin rieb sich das Kinn und sah zögernd zu Zamorra hinüber.
»Was für eine Sorte Kugeln benutzen Sie, Professor?« fragte er mit einem rauhen Unterton in der Stimme.
Zamorra begriff den Sinn der Frage sofort. Und er stellte erneut fest, daß er sich mit diesem alten irischen Seebären beinahe blind verstand.
»Silberne«, sagte er lächelnd.
Und er sah deutlich, wie Dermot Devlin erleichtert aufatmete.

***

Nicole Duval protestierte vergeblich gegen den Plan, die »Aloha II« bei der geheimnisvollen nächtlichen Fahrt zu verfolgen.
Sie kam überhaupt nicht zu Wort. Die drei Männer hatten es eilig, wirkten hart, entschlossen, unzugänglich für das, was Nicole für vernünftige Argumente hielt. Sie nahmen die »Rosalie«. Dermot Devlin warf den Motor an, Zamorra und Bill Fleming machten die Leinen los, und Sekunden später löste sich das flache, schnittige Boot vom Anlegesteg, glitt langsam über das Wasser der Lagune und zog quirlende, silbrig glitzernde Gischt wie einen Kometenschweif hinter

sich her. Nicole stand in der offenen Tür des Bungalows.

Jetzt, da niemand sie beobachtete, spiegelte ihr Gesicht deutlich die Sorge, die sie empfand. Ihr Blick suchte den Horizont ab, wo weit draußen die Positionslichter der »Aloha II« blinkten. Ein Schiff, das aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verbrecherbande an Bord hatte! Brutale Mörder, denen schon mindestens vier unschuldige Menschen zum Opfer gefallen waren und die… Nicole zwang sich, den Gedanken abzuschütteln.

Mit einem unterdrückten Schauer wandte sie sich um, kehrte ins Haus zurück und schloß die Tür hinter sich. Kitty Silver stand am Fenster. Sie starrte hinaus – und Nicole fiel nicht auf, daß das Mädchen nicht zum Wasser hinuntersah, sondern in Richtung auf die schwarze Wand des Waldes. Kittys Gestalt wirkte verkrampft. Ihre Augen waren weit geöffnet, dunkel wie Seen, Blässe überzog das schmale Gesicht – und Nicole, die diese Reaktion auf die Angst um Bill Fleming zurückführte, bemühte sich, beruhigend zu wirken.

»Setzen wir uns«, schlug sie vor. »Möchten Sie einen Kognak trinken?«

Kitty fuhr hoch. Ihre Augen flackerten erschrocken.

»Kognak?« echote sie stammelnd. Und als erreiche die Frage erst mit Verzögerung ihr Bewußtsein: »J-ja – ja, bitte.«

Nicole schüttelte leicht den hübschen Kopf. Sie kannte Kitty von New York her und hatte ihr eigentlich etwas mehr Mut und Selbstbeherrschung zugetraut. Aber vielleicht mußte man das verstehen – sie schien ja ein unheimliches und reichlich mysteriöses Erlebnis hinter sich zu haben. Nicole durchmaß das Zimmer, holte eine Flasche und zwei Gläser aus dem Schrank, die sie knapp fingerbreit einschenkte, und schob Bills Freundin einen der Schwenker zu.

Kitty stürzte den Alkohol hinunter, aber sie schien nicht zu merken, ob sie erstklassigen alten Kognak trank oder billigen Fusel.

Auch Nicole leerte ihr Glas, ließ sich erschöpft in den Sessel zurückfallen. Sie versuchte, eine Unterhaltung mit Kitty anzufangen, das Mädchen von ihren Sorgen abzulenken – aber alle diesbezüglichen Bemühungen erwiesen sich als fruchtlos.

Schließlich drückte Nicole mit einem tiefen Atemzug die schwarze Gitane aus, die sie geraucht hatte, und schob ihren Sessel zurück.

»Ich halte mal ein wenig unten am Strand Ausschau«, sagte sie betont ruhig. »Möchten Sie mitkommen?«

Auch diesmal schreckte Kitty aus tiefen Gedanken. Ihre Stimme klang tonlos und rauh.

»Wie bitte? Nein, nein, ich – ich möchte lieber hierbleiben, ich…«

Nicole zuckte die Achseln.

Flüchtig überlegte sie, ob es nicht besser sei, bei Bills Freundin zu

bleiben, doch schließlich überwog ihre eigene nagende Unruhe. Sie hielt es einfach nicht mehr aus in der Enge des Bungalows. Sie mußte hinaus an die frische Luft – und sie hatte das widersinnige Gefühl, als könne sie der Besatzung der »Rosalie« schon allein dadurch helfen, daß sie das Boot ein wenig früher sah, als es vom Haus aus möglich gewesen wäre.

»Ich komme gleich zurück«, versprach sie.

Und als Kitty nicht antwortete, lief sie leichtfüßig zur Tür, verließ den Bungalow und huschte über das abfallende Gelände zu dem breiten fahlweißen Strand hinunter.

Kitty Silver blieb allein zurück.

Sie brauchte ein paar Sekunden, bis ihr überhaupt bewußt wurde, daß sie niemand mehr beobachtete. Ihr Blick glitt zur Tür, zu den beiden leeren Kognakgläsern, wieder zur Tür zurück. Mit einem tiefen Atemzug strafften sich ihre Schultern, sie wandte sich ab und huschte erneut zu dem Platz am Fenster, den sie eben erst verlassen hatte.

Die Sternbilder strahlten noch genauso kalt vom Himmel wie zuvor. Immer noch war das seltsame Licht des Mondes da, immer noch schien die nachtschwarze Wand des Waldes voll dunkler Lockungen. Gierig wie eine Verdurstende nahm Kitty das Bild in sich auf, starrte mit aufgerissenen Augen durch die Scheibe und preßte ihre fiebernde Stirn dagegen.

Für ein paar Sekunden verharrte sie reglos, dann spannte sich ihre Haltung. Erregung erfaßte sie.

Das gestaltlose Dunkel des Waldes schien sich zu einem Ruf zu verdichten, zu einem Sog, der sie mitreißen wollte, einer Lockung, der sie nicht widerstehen konnte. Ihr ganzes Wesen drängte, zitterte, sehnte sich nach dem süßen Gift dieser Nacht wie eine Süchtige. Mit einer starren, mechanischen Bewegung wandte sie sich um, ging auf die Tür zu und verließ das Haus, als sei sie eine Marionette, die dem Zug unsichtbarer Fäden gehorchte.

Sie wandte sich der Landseite zu.

Sie sah nicht den Strand, sah nicht die Gestalt auf dem Steg, hatte keinen Blick für den weiten leeren Wasserspiegel. Wäre sie in diesem Augenblick nach der »Aloha II«, nach Bill Fleming, Zamorra und den anderen gefragt worden – die Namen hätten keinen Widerhall in ihr gefunden. Ihr Bewußtsein war ausgelöscht, ihr Gehirn wie leer gefegt – und sie nahm nichts mehr wahr außer dem unhörbaren Ruf, der sie erreicht hatte.

Eilig, mit schlafwandlerischer Sicherheit bewegte sie sich zwischen den schlanken Palmenstämmen und strebte dem Wald zu, der sie aufnahm wie ein schwarzer schützender Mantel…

***

Stimmen drangen durch die Dunkelheit.

Stimmen, Gelächter, Musik… Am Strand der kleinen Insel flackerte ein Feuer. Junge Leute saßen im Kreis darum herum, sangen zur Gitarre, ließen Weinflaschen kreisen und hielten selbstgefangene Fische an Holzstöcken über die Glut. Sie waren fröhlich und unbekümmert, genossen ihren Urlaub – und sie ahnten nichts von der Gefahr, die sich über ihnen zusammenbraute.

Zamorra preßte die Lippen zusammen.

Er stand in der Flicht der »Rosalie«, spähte aus schmalen Augen zu der »Aloha II« hinüber, die in der Dünung schaukelte. Die Fähre hatte beigedreht. Sie konnte die Insel nicht erreichen, auf der die jungen Leute ihr Fest feierten, das Wasser war zu flach für ein Schiff dieser Größe. Aber Zamorra hörte deutlich die Stahlarme des Davits knirschen, hörte das Klatschen, mit dem das abgefierte Boot aufs Wasser schlug, und Sekunden später sah er, wie dunkle Gestalten am Fallreep herunterturnten.

Dermot Devlin hatte die Motoren abgestellt und ließ die »Rosalie« treiben. Ein Schatten umwölkte seine Stirn. Ungläubig wanderten seine Augen zwischen der »Aloha II« und dem Feuer am Strand hin und her, und als er Zamorra anstarrte, war sein Blick gezeichnet von hellem Entsetzen.

»Mann«, keuchte er. »Diese Bestien wollen doch wohl nicht…«

»Selbstverständlich wollen sie«, sagte der Professor ruhig. »Sehen Sie – jetzt legt das Boot ab! Rasch, Mr. Devlin – wir müssen uns beeilen!«

Der Ire schluckte.

Einen Moment lang zögerte er, schien einen erbitterten Kampf gegen seine eigene Furcht auszufechten – dann legte er entschlossen den Hebel auf »volle Fahrt«. Die beiden Evinrude-Maschinen röhrten auf, liefen rund, und das satte Brummen verschluckte das hellere, leisere Tuckern des kleinen Außenborders.

Die Gestalten im Beiboot der »Aloha II« rissen die Köpfe herum.

Glühende Augen starrten herüber, bleiche Gesichter. Selbst Bill Fleming fielen die scharfen, mörderischen Zähne auf, die im Mondlicht schimmerten.

Ungläubig blickte er hinüber, schüttelte sich… und tastete automatisch nach dem kleinen Browning, der in seiner Hosentasche steckte.

Der Außenborder hielt auf den Strand zu.

Devlin versuchte, ihm den Weg abzuschneiden – doch dafür war er einfach zu weit entfernt gewesen. Sekunden fehlten. Knirschend rieb der Kiel der »Rosalie« durch den Uferschlick, doch das Beiboot hatte bereits den Strand erreicht, die fünf dunklen Gestalten sprangen ins seichte Wasser, und die jungen Leute am Feuer sahen ihnen neugierig entgegen.

Zamorra hatte das Gefühl, sein Herzschlag setze aus.

Die zierliche Pistole mit den Silberkugeln lag schußbereit in seiner Rechten – doch das war keine Garantie dafür, daß er nicht zu spät kommen würde. Blitzschnell flankte er über die Reling, landete im Wasser und watete an Land. Die anderen folgten, blieben dicht hinter ihm – aber die Männer von der »Aloha II« hatten bereits einen Vorsprung.

Sie störten sich nicht an den Verfolgern, fühlten sich unverletzlich, ihres Sieges sicher. Die Gier trieb sie vorwärts – die Männer, die es wagten, sich ihnen entgegenzustellen, würden nur weitere willkommene Opfer sein. Morton Danning, der ehemalige Kapitän der »Aloha II«, war den anderen zwei, drei Schritte voraus. Er sah als erster das schwarzhaarige junge Mädchen, das sich ein Stück von der Gruppe ihrer Freunde entfernt hatte – und er schwenkte herum, um sich auf sie zu stürzen.

Zamorra riß die Waffe hoch.

»Vorsicht!« schrie er. »Laufen Sie weg und…«

Gleichzeitig verhakte sich sein Fuß irgendwo, er stolperte, verlor das Gleichgewicht, und er landete der Länge nach im Sand, noch ehe er ein einziges Mal abdrücken konnte.

Das schwarzhaarige Mädchen spürte die Gefahr.

Sie sah die verzerrte Vampirfratze, sah die mörderische Blutgier in den flackernden Augen und stieß einen gellenden Schrei aus. Verzweifelt warf sie sich herum, versuchte zu fliehen. Die Bestie setzte ihr nach, holte sie mit ein paar langen Sätzen fast ein – und genau das war der Moment, in dem Bill Flemings Revolver aufpeitschte.

Er wußte später nicht mehr zu sagen, was ihn trieb, was er dachte und fühlte in diesen Sekunden. Instinktiv spürte auch er die tödliche Gefahr. Er wußte, daß er das Leben dieses Mädchens retten mußte.

Er drückte ab, ohne die Waffe auch nur um einen Inch zu verreißen, und er sah deutlich, wie die Kugel in den Hinterkopf des Mannes einschlug.

Nichts geschah!

Nichts! Gar nichts!

Ein Ruck schien durch Morton Dannings Gestalt zu gehen. Er warf den Kopf herum. Für Sekunden erfaßte sein haßerfüllter Blick Bill Fleming wie eine Flamme, dann jagte der Vampir weiter – und Bill stand starr da, gelähmt von Entsetzen und unfähig, zu begreifen, was sich vor seinen Augen abgespielt hatte.

Inzwischen war Zamorra wieder aufgesprungen.

Eine eiskalte Faust krampfte sich um sein Herz. Er hielt immer noch die Waffe in der Rechten. Er schoß, er traf, er sah Danning zusammenbrechen – und gleichzeitig wußte er mit verzweifelter Klarheit, daß er die entscheidenden Sekunden verloren hatte.

Die vier anderen Bestien hatten sich den wie erstarrt dasitzenden jungen Leuten bis auf wenige Schritte genähert.

Sie würden es schaffen! Sie würden Opfer finden, morden, sie würden… Zamorra hörte auf zu denken.

Etwas in ihm handelte – handelte mit eiskalter Konsequenz und ergriff die einzige Chance, die ihm noch übrigblieb. Mit einem Ruck fetzte er sein Hemd über der Brust auf, riß sich das Amulett vom Hals, daß die dünne Kette zersprang wie ein Seidenfaden. Weit holte er aus, wie schleuderte er das silberne Amulett durch die Luft.

Glitzernd wie eine Sternschnuppe wirbelte es durch die Dunkelheit, beschrieb einen Bogen über den Köpfen der Bestien hinweg – und landete mitten unter der Gruppe der jungen Leute.

Die vier Untoten verharrten, als seien sie gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen.

Keiner der Jugendlichen wagte sich zu rühren. Sie kauerten erstarrt im Sand, wie in Trance, unfähig zu irgendeiner Reaktion. Aus aufgerissenen Augen starrten sie die vier grauenhaften Wesen an, die seltsam verkrümmt dastanden, die Gesichter verzerrt wie unter Schmerzen, und mit wimmernden, unmenschlichen Klagelauten die Hände vor die Gesichter hoben, als wollten sie sich gegen die Hiebe einer unsichtbaren Peitsche schützen.

Sie wichen zurück.

Schritt für Schritt erst – dann in panischer Eile.

Taumelnd und stolpernd jagten sie durch den Sand, erreichten den Saum des Wassers, sprangen ins Boot und warfen den Motor an.

Der Außenborder tuckerte, das Boot legte ab – und jetzt waren es keine wimmernden Klagelaute mehr, sondern fauchende Wutschreie, die über das dunkle Wasser gellten.

Zamorra hatte mit wenigen Sätzen das Feuer erreicht.

Die jungen Leute waren immer noch wie gebannt – doch er achtete nicht darauf. Um das Geschehen hier, um den toten, wirklich und endgültig toten Morton Danning mochte sich die Polizei kümmern.

Der Professor bückte sich nach dem Amulett, rannte keuchend zurück zum Wasser und sprang in die Flicht der »Rosalie«, als Dermot Devlin bereits den Motor anwarf.

Gischt spritzte, das Boot pflügte durch das flache Wasser. Der Außenborder hatte einen ziemlich großen Vorsprung. Dermot Devlins mächtige Fäuste umspannten das Steuerrad, er konzentrierte sich darauf, nicht zwischen irgendwelchen Untiefen hängenzubleiben – und Bill Fleming wischte sich mit einer hilflosen Bewegung das Haar aus der Stirn.

Er starrte Zamorra an, mit fassungslos flackernden Augen. »Ich habe diesen Kerl getroffen! Getroffen, verstehst du? Es war ein Kopfschuß, daran gibt es nicht den geringsten Zweifel. Wieso war er nicht tot?

Wieso konnte er noch weiterrennen? Und wieso starb er, nachdem du…?«

»Ich habe silberne Kugeln benutzt«, sagte Zamorra ruhig. »Einen Untoten kann man nicht erschießen. Der Mann war ein Vampir, Bill – auch wenn es dir schwerfällt, das zu glauben.«

»Aber…«

Fleming unterbrach sich, da im gleichen Moment die starken Maschinen der »Aloha II« aufröhrten.

Die vier Untoten waren über das Fallreep an Bord geentert, das Beiboot ließen sie einfach treiben. Schwerfällig drehte sich das Fährschiff, zerwühlte den Wasserspiegel und nahm Fahrt auf, noch ehe die Verfolger nahe genug herankamen, um etwas unternehmen zu können.

Die Fähre war schneller als die »Rosalie«.

Dermot Devlin fluchte gepreßt, holte alles aus dem Boot heraus, was er herausholen konnte – aber der Vorsprung der »Aloha II« vergrößerte sich doch. Rasch und stetig zog sie nach Westen – und Devlin blieb ihr auf den Fersen, obwohl er wußte, daß er sie nicht mehr einholen konnte.

Die Männer brauchten keine Worte, um sich zu verständigen.

Sie waren sich bewußt, daß sie nur einen vorläufigen Sieg errungen hatten. Die Besatzung der »Aloha II« würde weitermorden, weitere Opfer suchen. Vielleicht nicht heute nacht – denn im Osten verblaßten bereits die Sterne, und bald würde der erste graue Widerschein des erwachenden Morgens die Dunkelheit verdrängen. Aber schon morgen konnte das Schiff erneut auslaufen, konnten die blutgierigen Bestien erneut ahnungslose Menschen überfallen, und dann

… Professor Zamorra schluckte hart.

Vor sich sah er die Umrisse von Mauna Loa wie einen unregelmäßigen schwarzen Fleck aus der Finsternis auftauchen. Die »Aloha II« hatte schon weit vor dem Riff abgedreht und lief jetzt Nordostkurs.

Sie wollte die Insel umrunden, den natürlichen Hafen erreichen.

Wenn sie ihr folgten, würde es mit Hilfe des Amuletts vielleicht gelingen, die vier Bestien bis zum Morgen auf dem Schiff festzuhalten und… Seine Gedanken stockten.

Er hatte das Licht gesehen. Ein heller Punkt am Strand – das Licht einer Taschenlampe, die jemand kreisen ließ. Das Signal hatte etwas Drängendes, Beschwörendes – und Zamorra spürte, wie ihm die Kehle eng wurde.

»Zum Strand!« sagte er knapp. »Schnell! Irgend etwas ist da geschehen!«

Devlin nickte nur.

Er nahm das Tempo zurück, schaltete auf »halbe Fahrt«, während

links und rechts die gefährlichen Klippen vorbeiglitten. In der Lagune drehte er sofort wieder auf, der Bug des Bootes hob sich fast aus dem Wasser, und nur wenige Minuten später stießen die Fender mit einem dumpfen Geräusch an die morschen Stegplanken.

Nicole Duval wartete bereits.

Die Taschenlampe in ihrer Hand hatte sie ausgeknipst, das hübsche Gesicht wirkte blaß und erregt.

»Kitty ist verschwunden«, stieß sie hervor. »Ich habe sie überall gesucht, aber ich kann sie nicht finden. Und ich glaube, sie ist zum Landsitz des Grafen gegangen…«

***

Die »Aloha II« dümpelte friedlich auf den Wellen. Zwischen den Federwipfeln der Palmen leuchteten fahlweiße Mauern im Mondlicht.

Der Landsitz des Grafen Chaldras wirkte still, friedlich – aber die vier Menschen, die sich dem Haus näherten, wußten nur zu gut, daß es ein trügerischer Friede war.

Die »Rosalie« glitt ohne Motorkraft in den Hafen, legte dicht neben der verlassenen »Aloha II« an. Professor Zamorra sprang als erster an Land, die anderen folgten ihm. Nur Nicole Duval blieb in der Flicht zurück. Ihre Augen verdunkelten sich, als sie die zierliche Pistole musterte, die ihr Zamorra in die Hand gedrückt hatte. Sie konnte damit umgehen – einige unheimliche Erlebnisse, in die sie verwickelt worden war, hatten es ihr geraten scheinen lassen, Schießen zu lernen und einen Judokursus zu belegen. Jetzt allerdings spürte sie, daß ihre Hände zitterten. Sie solle sofort ablegen und in der Lagune Schutz suchen, falls etwas passiere, hatte ihr Zamorra eingeschärft. Und im Falle eines Falles müsse sie nach Möglichkeit das Herz des eventuellen Angreifers treffen. Nicole hatte genickt, hatte versucht, sich zusammenzunehmen – aber sie bezweifelte, daß sie im entscheidenden Moment überhaupt die Nerven haben würde, richtig zu zielen.

Zamorra, Bill Fleming und Dermot Devlin nahmen den Pfad, der vom Strand zum Haus hinaufführte.

Der Professor trug eine große verschlossene Flasche bei sich – eine Flasche, die ebenfalls aus seinem geheimnisvollen schwarzen Koffer stammte. »Hühnerblut«, hatte er lakonisch auf die Frage erklärt, was sie enthalte. Bill Flemings schockierten Blick glaubte er noch jetzt zu spüren, aber es war einfach keine Zeit, erst noch ausgiebig über die Maßnahmen zu diskutieren, die er für notwendig hielt.

Sehr vorsichtig näherten sie sich dem Haus. Einen Zaun oder eine Grundstücksmauer gab es nicht – nur Palmen, eine Art Vorplatz mit einem Springbrunnen und Sträucher voller exotischer, betäubend duftender Blüten und im Hintergrund die schwarze Wand des Waldes.

Alle Fenster waren dunkel, die schweren Türflügel verschlossen. Kein Laut drang nach draußen, und Zamorra nahm an, daß sich die Bewohner des Hauses bereits auf das Ende der Nacht vorbereiteten.

Noch war der Palmenhain erfüllt von ungewissen Schatten. Zamorra gab seine Befehle im Flüsterton. Bill Fleming blieb zurück, in der Nähe des Pfades. Dermot Devlin umrundete das Haus, um die Rückfront zu beobachten, und erst als sein Signal erklang, ein täuschend echt nachgeahmter Vogelschrei, machte sich Professor Zamorra an die Arbeit.

Er zog einen Kreis um das Haus – einen magischen Kreis aus Blut und einigen anderen Essenzen, der die Mächte der Finsternis eindämmte und den kein übernatürliches Geschöpf überschreiten konnte. Zamorra nahm sich Zeit, er wußte, wie wichtig es war, daß der Kreis keine Lücke aufwies. Ganz sicher konnte er trotz allem nicht sein – Sand mochte die magischen Linien verwehen, ein Tier den Boden aufwühlen – doch als er Bill zu warten gebeten hatte und wieder auf der Rückseite des Hauses angelangt war, wußte er jedenfalls, daß sich die Gefahr auf ein Mindestmaß reduziert hatte.

Dermot Devlin kauerte hinter einem Felsen im Schatten. Aus schmalen Augen starrte er den Professor an. »Soll ich nicht lieber mitkommen?« fragte er halblaut.

Zamorra schüttelte den Kopf. »Zu gefährlich! Ich brauche Rückendeckung. Und falls mir etwas geschieht, müssen Sie und Bill versuchen, Kitty zu helfen.«

Der Ire nickte nur.

Zamorra lächelte ihm zu, dann wandte er sich ab. Geduckt huschte er über den freien Platz zwischen Waldrand und Haus, erreichte die Mauer unter einem der niedrigen Fenster und blieb lauschend stehen. Nichts rührte sich.

Das Haus war so still wie ein Friedhof um Mitternacht. Der Professor sah noch einmal prüfend in die Runde, dann zog er sich elastisch auf die Fensterbank und schob den Arm durch die offen stehende Lüftungsklappe, um auf der Innenseite nach dem Riegel zu tasten.

Sekunden später schwang der Fensterflügel zurück.

Zamorra sprang ins Zimmer. Ein dicker Teppich dämpfte den Aufprall, ein Blick zeigte dem Professor, daß er sich in einem Schlafraum mit goldfarbenen Tapeten, einem hohen dunklen Schrank und einem Baldachinbett befand. Er überzeugte sich davon, daß niemand außer ihm hier war, dann huschte er zur Tür, öffnete sie vorsichtig und glitt durch die Lücke auf einen langen dunklen Flur hinaus.

Nichts rührte sich.

Links gab es ein halbes Dutzend Türen, eine davon an der Stirnwand des Flurs, rechts bewies ein schwacher silbriger Schimmer, daß der

Gang dort in ein weiteres Zimmer führte, das vom Mondlicht erhellt wurde. Zamorra zögerte. Sein Herz pochte stürmisch gegen die Rippen, tief in ihm, in einer anderen Bewußtseinsschicht, erwachte zitternde Unruhe – und er spürte fast körperlich die Anwesenheit dessen, den er suchte.

Mit einer geschickten Bewegung streifte er die Kette des Amuletts über seinen Kopf und schlang sie ein paarmal um das Handgelenk.

Er wandte sich nach rechts. Lautlos schlich er über den dicken Teppich weiter, passierte zwei, drei Türen – und nach wenigen Yard blieb er im Schutze eines nur halb zugezogenen roten Samtvorhangs stehen.

Ein großes Zimmer öffnete sich vor ihm.

Ein Zimmer mit schwarzen Wänden, einem schwarzen Teppich, blutroten Vorhängen und schweren Möbeln aus Goldbrokat. Dunkler Wein funkelte in den beiden Kristallgläsern auf dem niedrigen Rauchtisch. Wein – oder etwas anderes! Zamorra glitt ein wenig zur Seite, schob den Kopf noch weiter vor – und der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihm förmlich das Blut in den Adern gefrieren.

Kitty Silver stand neben einem der Sessel.

Sie stand starr da, hoch aufgerichtet, vom Mondlicht übergossen.

Die Augen waren weit aufgerissen, wirkten leblos und wie in Trance. Die Lippen zitterten, ein dünner Schweißfilm überzog das totenbleiche Gesicht – und ihr Blick hing gebannt an der hohen, hageren Gestalt in dem schwarzen Umhang, der ihr in vier, fünf Yard Entfernung gegenüberstand.

***

Graf Chaldras kam auf sie zu.

Langsam, lautlos… Seine Hände hatten sich vorgestreckt. Die Finger mit den langen Nägeln krümmten sich wie Krallen. Blutrote Lippen lächelten, die gräßlichen Eckzähne schimmerten, und die schmalen gelben Augen starrten unverwandt auf den weißen Hals des Mädchens.

Erst nach ein paar Sekunden wurde der Vampir unruhig.

Etwas wie ein kalter Hauch schien ihn zu treffen. Oder wie eine unsichtbare Strahlung. Er verharrte mitten in der Bewegung. Sein Kopf neigte sich, sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, als lausche er auf eine ferne Melodie. Wie ein Krampf lief es über die breiten Schultern – und langsam, wie eine Marionette, die an unsichtbaren Fäden gezogen wird, wandte er den Kopf.

Er zuckte zusammen, als habe ihn ein Peitschenhieb getroffen.

Seine gelben Augen erfaßten Zamorras Gestalt, bohrten sich wie Sonden in die Pupillen des anderen. Für Sekunden kreuzten sich ihre Blicke, fraßen sich ineinander – dann irrten die gelben Augen weiter

und sogen sich an dem silbernen Amulett fest.

Graf Chaldras wich zurück.

Sein bleiches Gesicht verzerrte sich unter Schmerzen, die blutroten Lippen zuckten. Keuchend pfiff der Atem aus seiner Kehle, und die Hände mit den mörderischen Krallennägeln hoben sich zu einer abwehrenden Geste, als wolle er sich schützen gegen die unheimliche, vernichtende Kraft, die auf ihn eindrang.

Zamorras Herz schlug schneller.

Sein Blick wanderte zu dem Mädchen hinüber. Sie stand immer noch starr da, regte sich nicht. Ihre Blicke gingen ins Leere, als sei sie in einem Traum gefangen, und Zamorra war sich nicht sicher, ob sie ihn überhaupt bemerkt hatte.

»Kitty!« rief er halblaut. »Kitty – kommen Sie her!«

Sie reagierte nicht.

Über Chaldras' Lippen kam ein fauchender Wutschrei.

»Nein!« zischte er. »Du gehörst mir! Du bist mein Geschöpf! Komm! Komm zu mir, komm…«

Zamorra machte einen Schritt nach vorn.

Das Amulett hielt er in der ausgestreckten Rechten, es schwang leicht hin und her. Graf Chaldras' Stimme stöhnte, als bereite ihm der Anblick Höllenqualen. Er zitterte, krümmte und wand sich, stieß hallende Worte in einer fremden, nicht menschlichen Sprache aus – aber er konnte der bannenden Kraft nicht widerstehen. Unsichtbare Ketten schienen an seinem Körper zu zerren. Jedesmal wenn der Professor einen Schritt nach vorn machte, wurde der rasende Vampir einen Schritt zurückgetrieben – und er stand mit dem Rücken zur Wand, als der Professor Kitty erreicht hatte.

Er griff nach ihrem Arm.

Sie erbebte unter der Berührung, als springe eine unsichtbare Kraft auf sie über. Immer noch hielt die Trance sie umfangen – aber als Zamorra den ersten Schritt rückwärts machte, folgte sie ihm widerstandslos.

Graf Chaldras' rasende Wut blieb wirkungslos.

Er konnte nicht verhindern, daß Zamorra mit dem Mädchen das Zimmer verließ. Langsam, alle Sinne aufs äußerste gespannt, zog sich der Professor durch den dunklen Flur zurück, erreichte die Tür, die er auch eben benutzt hatte, und atmete auf, als sie hinter ihm ins Schloß fiel.

Er berührte das Holz mit dem Amulett, schlug das uralte magische Zeichen des Kreuzes. Auf diese Weise, wußte er, konnte ihm niemand in den Rücken fallen. Er zog Kitty zum Fenster, überzeugte sich, daß auch im Schatten der Palmen niemand lauerte, und half dem zitternden, schwankenden Mädchen nach draußen.

Minuten später hatten sie den magischen Kreis verlassen.

Dermot Devlin wartete schon. Seine Augen flackerten. Mit einem scheuen Blick streifte er das Amulett in Zamorras Hand, dann lud er sich den leichten Körper des Girls einfach auf die Schultern, und die beiden Männer huschten schweigend durch die Dunkelheit.

Nach ein paar weiteren Minuten stießen sie auf Bill Fleming. Kitty schien mit offenen Augen zu schlafen, sie sah nichts, hörte nichts, nahm nicht wahr, was um sie vorging. Sie war immer noch in Trance, als die Männer wenig später den Anlegesteg erreichten, und sie reagierte auch nicht, als sie an Bord gebracht und in der Kajüte auf eine der Kojen gebettet wurde.

Zamorra schloß die Tür ab.

Auch hier schlug er das Kreuzzeichen mit dem Amulett – er wußte, wie stark Graf Chaldras' Macht über Kittys Geist geworden war, und er wollte verhindern, daß das Mädchen noch einmal dem Ruf folgen konnte. Erst als er sicher war, daß er ihr den Rückweg versperrt hatte, streifte er die dünne Silberkette wieder über den Kopf, ließ das Amulett in den Ausschnitt seines Hemdes gleiten und wandte sich an die anderen.

»Sie bleiben hier, Nicole«, sagte er rauh. »Halten Sie sich an das, was ich schon vorher gesagt habe. Sobald sich irgendeine Gefahr zeigt, fliehen Sie mit dem Boot in die Lagune. Viel kann nicht mehr geschehen. Unsere Gegner müßten nach menschlichem Ermessen im Haus gefangen sein – und die Nacht ist ohnehin bald zu Ende.«

Nicole schluckte. Ihre Stimme zitterte, »Und Sie?«

»Wir haben noch etwas zu erledigen. Mr. Devlin, wo sind die Kanister?«

Der Ire wies schweigend auf die eckigen, von einer Persenning bedeckten Behälter an der Kajütenwand. Jeder der Männer schnappte sich zwei Kanister. Erneut verließen sie das Boot, erneut schlugen sie den schmalen ansteigenden Pfad ein, und diesmal näherten sie sich dem Landsitz des Grafen ohne besondere Vorsicht.

Nichts hatte sich verändert.

Das Haus lag genauso friedlich im Mondlicht wie vorher – doch Zamorra wußte, daß der Frieden trog. Er hatte dem Grafen sein sicheres Opfer entrissen. Die Untoten wußten, was auf sie zukam, rasten vermutlich vor Wut – und nur der magische Kreis zwang sie, im Haus zu bleiben. Zamorra hoffte jedenfalls, daß es so war. Er spürte den aufkommenden Wind auf der Haut, sah den fliegenden glitzernden Sand zu seinen Füßen, und er mußte sich zwingen, die Unruhe zu unterdrücken, die ihn erfaßte.

Auch diesmal schlang er sich die Kette des Amuletts um das rechte Handgelenk.

Seine Zähne preßten sich hart aufeinander, als er die schmale, aus getrocknetem Blut gebildete Linie überschritt. Nur er betrat das Innere

des Kreises – ihn würde das Amulett schützen. Rasch schraubte er den Verschluß des ersten Kanisters auf, goß das Benzin aus, bewegte sich weiter. So schnell wie möglich umrundete er das Haus.

Die anderen blieben außerhalb des Kreises, reichten ihm immer wieder neue Kanister – und Zamorra beeilte sich, damit das Benzin keine Zeit fand zu verfliegen.

Aufatmend ließ er den letzten Kanister fallen und trat zurück.

Schweiß stand auf seiner Stirn. Er preßte die Lippen zusammen, warf noch einen prüfenden Blick auf die weißen Mauern und nickte Bill Fleming zu, der bereits seinen kleinen Browning in der Hand hielt.

Bill leerte die Trommel.

Überlaut peitschten die Schüsse durch die Stille. Kugeln schlugen in die Mauer, Mörtel spritzte, Funken sprühten – und im nächsten Moment schoß eine Stichflamme hoch, die binnen weniger Sekunden die ganze Hausfront erfaßte.

Flammen loderten.

Wie Zungen leckten sie an den weißen Mauern hoch, fanden Nahrung an Holzbalken, Türen, Fensterrahmen. Der Dachstuhl fing Feuer. Prasselnd und knisternd schlugen die Flammen in den Nachthimmel, fraßen sich wie mit gierigen Zähnen ins Innere des Gebäudes, und nur wenige Minuten später hatte sich das düstere Haus in eine lodernde Feuerhölle verwandelt.

Graf Chaldras wankte.

Um ihn schien das ganze Haus im Feuer zu schauern, dieses Haus, das ein Teil seiner selbst war, das mit seinen Mauern einen Teil der ewigen Finsternis umschloß. Flammen loderten und sprangen wie kleine glühende Tiere an den Vorhängen empor, schienen Sekunden später die Wände wie leuchtende Schleier zu bedecken. Ein unheimliches Ächzen erfüllte die Luft – ein Ächzen, als ob das Haus selber unter Schmerzen stöhne. Graf Chaldras stand in der Halle. Sein Blick irrte umher, sein Atem jagte – und im nächsten Moment ließ ein gräßlicher Schrei seinen Kopf herumzucken.

Eine brennende Gestalt taumelte die Treppe herab.

Arme zuckten, der flammenumhüllte Körper schien sich in einem grotesken Tanz zu drehen. Immer noch schreiend, fiel er zu Boden, zuckte, lag still, und das schauerliche Heulen verebbte.

Chaldras atmete tief – doch er atmete Glut. Im Hintergrund des Raumes stand die Falltür offen. Die Falltür, die in den Keller führte, in ewige Dunkelheit: Sie versprach trügerischen Schutz, die letzten der Untoten waren hinuntergeflohen – aber Graf Chaldras wußte, daß der Bannstrahl der Rache auch vor dem unterirdischen Gewölbe nicht haltmachen würde.

Er warf sich herum.

Flammenschein stach in seine Augen, und zugleich fühlte er sich

immer noch geblendet von den magischen Strahlen des Amuletts. Er mußte entfliehen. Mußte! Taumelnd setzte er sich in Bewegung, erreichte stolpernd die nächstbeste Tür und tauchte in eines der anderen Zimmer.

Flammen auch hier!

Doch die Hitze schien weniger glühend, die Helligkeit weniger grell. Die Fensterscheibe war zersprungen, ein kühler Luftzug traf Chaldras' Haut. Wie von Furien gehetzt rannte er durch das Zimmer, schwang sich auf die Fensterbank, ließ sich fallen und rettete sich blindlings in den tiefen Schatten der Palmen.

Er wußte, daß es trotz allem keinen Fluchtweg gab. Eiskalte Furcht war in ihm – die Todesfurcht der bedrohten Kreatur, die überleben will. Der magische Kreis hielt ihn, nicht umsonst hatte er versucht, die fremden Eindringlinge zu verfolgen. Aber er mußte heraus, mußte es schaffen. Wenn er entkam, konnte er sich retten. Das Haus war seine Heimstatt, doch zum Überleben brauchte er es nicht. Es gab Dickichte auf der Insel, in die nie ein Sonnenstrahl drang, es gab Höhlen wie Gräber, voll von modriger Erde und feuchtem Gestein.

Und da war das Schiff – das Schiff, das ihn forttragen konnte! Er hatte nichts zu fürchten. Nichts außer der Bannkraft des Amuletts, außer dem Feuer, der Hitze, dem Licht und… Er stolperte vorwärts.

Drei Schritte – dann ließ ihn der magische Kreis zurückprallen, als sei er gegen eine gläserne Wand gestoßen. Sein Gesicht verzerrte sich. Er mußte eine Lücke finden, mußte! Blindlings, halb betäubt, taumelte er an der schmalen dunklen Linie entlang, die so unüberwindlich wie ein Gebirge für ihn war – und dann sah er die Stelle zu seinen Füßen, wo verwehter Sand das getrocknete Blut überdeckte.

Er schwankte darauf zu.

Gräßlicher Schmerz schien ihn zu zerreißen, er hatte das Gefühl, in die Glut der Hölle zu tauchen. Doch die Wand wich zurück, als er sich nach vorn warf. Zwei Schritte – dann verebbte die Glut. Er stolperte, stürzte, fiel auf die Knie – und der Griff der unsichtbaren Krallen, die ihn festgehalten hatten, lockerte sich von einer Sekunde zur anderen.

Der Graf richtete sich auf.

Triumph erwachte in ihm. Kein Mensch war zu sehen. Am Himmel verblaßten die Sterne – aber die schwarze Wand des Waldes lockte und schien ihn zu rufen.

Wie ein Schatten tauchte er in die wattige Finsternis. Das Dickicht nahm ihn auf, Schlingpflanzen schlugen hinter ihm zusammen.

Lautlos huschte er weiter, sicher und zielstrebig, und er blieb nur noch einmal stehen, als er das Krachen und Bersten hörte, mit dem das Haus zusammenstürzte.

Er sah zurück.

Die gelben Augen funkelten.

Graf Chaldras starrte sekundenlang hinüber zu dem Grab seiner Vergangenheit, doch er spürte kein Bedauern…

***

Das Feuer fiel so schnell zusammen, wie es sich ausgebreitet hatte.

Einmal taumelte an der Vorderfront des Hauses eine Gestalt ins Freie, und Dermot Devlin erklärte flüsternd, daß es der schwedische Steuermann Leif Eckström sei. Der Untote versuchte, den magischen Kreis zu durchbrechen, verzweifelt und vergeblich. Immer wieder prallte er zurück, stöhnend, gefesselt von dem Bann, der stärker war als er. Schließlich warf er sich herum, taumelte blindlings wieder in die brennenden Trümmer des Hauses und stieß einen grauenhaften Schrei aus, als die Flammen ihn erfaßten.

Wie eine lodernde Fackel rannte er weiter und verschwand. Zamorra schauerte. Neben ihm preßte Bill Fleming die Zähne zusammen, daß es knirschte, und die drei Männer warteten schweigend darauf, daß der Brand sich legte. Als es soweit war, graute bereits der Morgen.

Nur noch Trümmer schwelten. Schwefliger Rauch stieg auf. Zamorra packte das Amulett fester und machte den anderen ein Zeichen, ihm zu folgen.

Sie kämpften sich durch die rauchenden Trümmer, über denen noch wie ein körperliches Gewicht die Hitze stand.

Zwei verkohlte Leichen fanden sie – Leichen, die nun wirklich und endgültig tot waren, die nie mehr zu neuem, grauenhaftem Leben erwachen würden. Graf Chaldras blieb verschwunden, mit ihm noch zwei der Untoten – und die schwelende Falltür im Boden machte deutlich, wohin sie sich gewandt hatten.

Eine steile ausgetretene Steintreppe führte nach unten. Eiskalte Grabesluft traf Zamorras erhitztes Gesicht, als er die oberste Stufe betrat, der Geruch nach Erde und feuchtem Moder. Er preßte die Lippen zusammen. Langsam stieg er nach unten, das Amulett in der Rechten, und die anderen folgten ihm schweigend und aufs äußerste gespannt.

Die Treppe endete in einem großen, hallenartigen Gewölbe.

Ein halbes Dutzend Gänge zweigte ab, liefen in alle vier Himmelsrichtungen – und in einem davon konnte Zamorra gerade noch eine huschende Bewegung erkennen.

Er wandte sich nach rechts.

Der Gang war dunkel, doch das silberne Amulett schien ihn mit einem schwachen, geisterhaften Widerschein zu erfüllen. Die massiven Steinquader schimmerten feucht, auf dem Boden sammelten sich glitzernde Rinnsale und… Der Gang machte eine Biegung.

Zwei Yard dahinter endete er vor einer schweren eisenbeschlagenen Tür. Sie war unverschlossen, bewegte sich noch – und Zamorra riß sie

mit einem Ruck auf und sah sich in dem kleinen Raum um, in dem es keinen zweiten Ausgang mehr gab.

Die beiden letzten der Untoten preßten sich in panischem Entsetzen an die Wände.

Die hawaiianischen Matrosen – Rosario und Guma, wie Dermot Devlin erzählt hatte. Die braunen Gesichter waren verzerrt, die Augen flackerten, und die Hände mit den langen Krallen-Nägeln tasteten über den rauhen Stein, als hofften sie, auf diese Weise einen Fluchtweg zu finden.

Heisere, winselnde Laute kamen aus den Kehlen der Bestien, als Zamaorra auf sie zuschritt. Die schrecklichen Reißzähne blitzten in den aufgerissenen Mündern. Der Professor hielt das Amulett in der ausgestreckten Rechten, ließ es leicht hin und her schwingen, und mit der Linken tastete er nach dem silbernen Dolch in seinem Gürtel.

Seine Gegner stöhnten, krümmten sich wie unter Schmerzen. Der Kleinere von ihnen stieß einen heiseren Schrei aus und taumelte zur Seite weg. Den Größeren hielt der Bannstrahl des Amuletts an seinem Platz. Er schrie ein schrilles, tierisches, nervenzerfetzendes Heulen – aber er brachte es trotz aller Anstrengung nicht fertig, sich auch nur um einen Inch von der Stelle zu rühren.

Blitzschnell stieß Zamorra mit dem Dolch zu.

Der Vampir bäumte sich auf. Sein Schrei brach ab, wurde zu einem dumpfen, gurgelnden Ächzen. Als Zamorra den Dolch zurückriß, war er hundertprozentig sicher, daß er die richtige Stelle getroffen hatte. Blut schoß aus der Wunde. Mit verdrehten Augen fiel der Untote auf die Knie, kippte zur Seite, blieb reglos liegen – und erneut konnte der Professor beobachten, wie sich eine gräßliche, entstellte Vampirfratze in das friedliche Totenantlitz eines Menschen verwandelte.

Ein gellender Schrei ließ ihn herumfahren.

Der letzte Untote hatte versucht, die Flucht zu ergreifen. Dermot Devlin taumelte, von einem mörderischen Hieb getroffen, durch den dunklen Raum. Bill Fleming warf sich dem Vampir entgegen. Verzweifelt versuchte er sich aus dem unbarmherzigen Griff zu befreien, der rasenden Bestie Herr zu werden, und bog weit den Kopf zurück, um den gräßlichen, wie tödliche Fänge zuschnappenden Zähnen zu entgehen.

Zamorra durchquerte das Verlies mit drei langen Sprüngen.

Den bluttriefenden Dolch hielt er jetzt in der Rechten, das Amulett schwang an seinem Handgelenk und versprühte silberne Lichtpfeile. Der Vampir zuckte zusammen wie von einem Stromstoß getroffen. Er ließ Bill los, stieß ihn von sich, wollte herumfahren – doch da war es für eine Abwehr bereits zu spät.

Bis zum Heft bohrte sich die silberne Klinge in den Rücken der Bestie.

Noch einmal hallte der furchtbare Schrei von den Wänden wider – dann brach auch der zweite Untote zusammen. Ein letztes konvulsivisches Zucken durchlief seine Glieder, die Muskeln erschlafften, er streckte sich und blieb reglos und mit ausgebreiteten Armen am Boden liegen.

Zamorra drehte ihn auf den Rücken.

Gebrochene Augen starrten zur Decke. Ein braunhäutiges Gesicht, friedlich, entspannt – fast wie in einem tiefen Schlaf gefangen. Die spitzen Eckzähne hatten sich normalisiert, die Fingernägel waren zusammengeschrumpft, und der Tote glich in nichts mehr der reißenden Bestie, die er noch vor wenigen Sekunden gewesen war.

Bill Fleming fuhr sich mit allen fünf Fingern durchs Haar und starrte fassungslos auf den verwandelten Leichnam.

»Unglaublich«, murmelte er. »Dafür… gibt es keine Erklärung! Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte …!«

»Graf Chaldras fehlt noch«, sagte Zamorra ernst. »Er ist der gefährlichste von allen. Wir müssen ihn finden.«

Die anderen stimmten zu.

Auch Dermot Devlin hatte sich inzwischen wieder erholt. An seiner Schläfe gab es eine aufgeschürfte Stelle, und in seinem Gesicht war der finster entschlossene Zug wie eingemeißelt.

Sie durchsuchten den Keller.

Sie taten es einmal, zweimal, dreimal – ohne jedes Ergebnis. Graf Chaldras war verschwunden, und es gab kein Verlies, keine Nische und keinen Winkel, wo er sich hätte verkriechen können.

Zamorra biß sich auf die Lippen.

Seine Stimme klang rauh: »Das gibt es nicht, das ist unmöglich! Er kann den magischen Kreis nicht durchbrochen haben. Er muß hier sein!«

»Vielleicht oben in den Trümmern?« mutmaßte Bill Fleming mit einer Kopfbewegung zur Decke.

Sie beschlossen, auch dort noch einmal nachzusehen.

Inzwischen hatten sich die Trümmer weiter abgekühlt, nur noch an einigen Stellen stiegen dünne Rauchschlieren in den Himmel, nichts stand einer gründlichen Durchsuchung im Wege. Das Ergebnis jedoch war gleich Null. Sie fanden nicht einmal eine Spur von Graf Chaldras – und Zamorra mußte sich allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, daß dem Herrscher der Vampire die Flucht geglückt war.

Langsam, sorgfältig schritt der Professor die dünne Linie aus getrocknetem Blut ab.

Und dann, auf der Rückseite des zerstörten Hauses, fand er die mit Sand verwehte Stelle und wußte, auf welche Weise der Graf entkommen war.

Er atmete tief durch.

Das Amulett lag immer noch in seiner Rechten – und es war immer noch eine starke Waffe, auch außerhalb des jetzt sinnlosen magischen Kreises. Nach menschlichem Ermessen mußte der Graf sich noch auf der Insel befinden.

Wenn er nicht irgendwo ein zweites Boot versteckt hatte. Oder wenn er… Zamorra wandte sich um.

Rasch gab er den anderen einen Wink, schlug den Pfad zum Strand ein – und schon nach wenigen Schritten sah er, was er instinktiv befürchtet hatte.

Die »Aloha II« war verschwunden.

Nur noch die »Rosalie« dümpelte auf den Wellen. Nicole stand in der Flicht, Sie winkte heftig, und wie auf ein geheimes Kommando begannen die drei Männer zu laufen.

Nicole sah blaß aus.

Ihre Augen hatten sich verdunkelt, die goldenen Tupfen waren aus dem Irisring wie weggewischt.

»Er ist entkommen!« flüsterte sie. »Er ist mit der ›Aloha II‹ geflohen. Ich konnte es nicht verhindern…«

***

Die »Aloha II« wurde in der Nähe von Kahuku Point vor Oahu gefunden.

Die Fähre trieb auf den Kaiwi-Kanal zu, als Fischer sie entdeckten.

Beide Rettungsbote waren verschwunden, von der Besatzung fehlte jede Spur, und die ganze Geschichte löste in der Bevölkerung Unruhe und eine Menge Rätselraten aus.

Für Zamorra war das Fehlen auch des zweiten Beibootes Beweis genug, daß es Graf Chaldras allen Widrigkeiten zum Trotz geschafft haben mußte, sich an Land zu retten.

Der Professor und seine Freunde hatten ihr Feriendomizil verlassen. Nach Urlaub war ihnen ohnehin nicht mehr zumute. Zamorra wußte, daß Graf Chaldras irgendwo seine unnatürliche Existenz weiterführte, daß er jeden Tag neue Opfer finden konnte und daß jedes dieser Opfer die Zahl der Untoten vermehrte, die das Verderben weitertrugen. Dermot Devlin war der gleichen Ansicht – zwischen Zamorra und dem alten irischen Seemann hatte sich eine schweigende Übereinkunft eingestellt. Nicole Duval und Bill Fleming wußten einfach nicht, was sie glauben sollten. Aber immerhin war ihnen klar, daß es sich bei dem Grafen zumindest um ein verbrecherisches Wesen handelte, daß er eine Gefahr für die Menschen seiner Umgebung darstellte – und dunkel begriffen sie auch, daß der geistesabwesende, tranceartige Zustand, in dem Kitty Silver sich immer noch befand, auf irgendeine Weise mit Graf Chaldras' Einfluß zusammenhängen mußte.

Einig waren sich alle vier jedenfalls in der Einsicht, daß sie den

Grafen finden mußten.

Sie hatten ein Haus auf Oahu gemietet.

Schon am Nachmittag des Tages, der der ereignisreichen Nacht auf Mauna Loa folgte, erkundigte sich Zamorra bei den Behörden nach dem Stand der Ermittlungen. Doch das Ergebnis war gleich Null. Die zuständigen Stellen hüllten sich in Schweigen, verschanzten sich hinter einer allgemeinen Nachrichtensperre, und für den Professor war das der Beweis, daß die Polizei bei ihren Nachforschungen keinen Schritt weitergekommen war.

»Wir haben nur zwei Möglichkeiten«, sagte er, als sie sich gegen Abend im Wohnzimmer des Hauses zusammenfanden. »Entweder wir warten, bis ein Zufall uns wieder auf die Spur des Grafen bringt – oder aber wir müssen die einzige Chance nutzen, die uns nach Lage der Dinge noch bleibt.«

»Und die wäre?« fragte Bill Fleming mit gerunzelter Stirn.

»Kitty«, sagte der Professor ruhig. »Sie ist in Trance. Sie befindet sich immer noch unter dem Einfluß des Grafen, und sie muß mit ihm in irgendeiner Form von geistiger Verbindung stehen.«

»Und was bedeutet das?« fragte Bill Fleming nach einem langen Schweigen.

Zamorra hob die Achseln. »Möglicherweise bedeutet es, daß Kitty weiß, wo sich der Graf aufhält und…«

»Aber das ist unmöglich! Sie ist nicht ansprechbar! Sie konnte sich schon vor ihrem Verschwinden nicht an die erste Begegnung mit dieser – dieser Bestie erinnern. Woher soll sie jetzt wissen…?«

»Sie weiß es natürlich nicht bewußt«, schränkte Zamorra ein. »Irgendeine Art von geistiger Verbindung, wie gesagt. Kein Vampir läßt ein Opfer wieder aus den Klauen, das er bereits zum Zeremoniell der Bluttaufe gezwungen hat. Graf Chaldras beherrscht Kittys Geist nach wie vor. Das kann auf zweierlei Arten funktionieren. Entweder sie ist in der Lage, ihrerseits mit dem Grafen Verbindung aufzunehmen, und dann kennt sie auch seinen Aufenthaltsort. Oder aber sie muß passiv bleiben, auf Impulse warten, die von ihm ausgehen, und das bedeutet für uns, daß sie uns erst in dem Moment zum Versteck des Grafen führen kann, in dem sie seinen Ruf hört.« Er machte eine Pause und strich sich das Haar aus der Stirn. »Wir müssen es herausfinden«, setzte er hinzu. »Es ist unsere einzige Chance.«

»Und wie läßt sich das bewerkstelligen?« wollte Bill wissen.

»Durch Hypnose. Die Lage hat sich im Grunde gegenüber dem Tag unserer Ankunft auf Mauna Loa kaum geändert.« Zamorra atmete tief durch und sah seinen Freund an. »Damals hat sich Kitty gegen die Hypnose gewehrt, Bill. Jetzt müssen wir ohne ihr Einverständnis handeln – in ihrem eigenen Interesse.«

Fleming nickte nur.

Sein Gesicht war blaß, die Lippen lagen hart aufeinander. Schweigend stand er auf, durchquerte mit raschen Schritten den Raum und öffnete die Tür zu Kittys Zimmer.

Sie lag auf dem Bett, vollkommen angezogen.

Seit Stunden lag sie so. Ihre Augen waren weit geöffnet, doch sie richteten sich blicklos zur Decke. Sie rührte sich nicht, reagierte nicht, als Bill neben ihr Bett trat. Kittys Geist schien in irgendeiner unvorstellbaren Ferne zu weilen, und ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck, als lausche sie konzentriert auf eine wunderbare Melodie, die nur sie allein hören konnte.

Zamorra bat die anderen, im Wohnraum zu warten. Er schloß die Tür hinter sich. Bill blickte auf und biß sich auf die Lippen.

»Willst du allein mit ihr sein?« fragte er rauh.

»Nicht nötig, Bill. Stell dich bitte ans Kopfende des Bettes! Wenn es mir gelingt, sie aus der Trance zu wecken, sollte nichts ihre Konzentration stören.«

Fleming nickte.

Schweigend kam er der Bitte nach, und Zamorra trat seitlich an das Mädchen heran, setzte sich auf den Bettrand und blickte einen Moment lang intensiv in die blauen aufgerissenen Augen.

Keinerlei Reaktion erfolgte.

Kitty sah durch ihn hindurch, schien ihn nicht wahrzunehmen.

Ganz kurz runzelte er die Stirn, dann hob er die Hände und legte jeweils drei Finger mit sanftem Druck auf die Schläfen des Mädchens.

»Kitty!« sagte er mit zwingender Ruhe. »Kitty – wachen Sie auf!«

Sie antwortete nicht.

Immer noch blickten ihre Augen starr zur Decke – und Zamorra begriff, daß er in diesem Fall mit der normalen wissenschaftlichen Hypnosetechnik nicht weiterkommen würde.

Er preßte die Lippen zusammen.

Mit einer raschen Bewegung nahm er das Amulett vom Hals. Licht fing sich in dem silbernen Filigran, brachte es zum Leuchten und Strahlen. Die Reflexe glitten über Kittys Gesicht, streiften ihre Augen – und zum erstenmal zuckte das Mädchen fast unmerklich zusammen.

Zamorra atmete tief durch.

Er wußte jetzt, daß er auf dem richtigen Weg war. Langsam und rhythmisch ließ er das Amulett vor Kittys Augen hin und her schwingen – und die geheimnisvollen Kräfte des Talismans waren auch diesmal stärker als die Macht der Finsternis, die Kittys Geist umfing.

Ihre Lider flatterten.

Ein tiefes Stöhnen kam aus ihrer Kehle. Ihr Blick schien von weit her zurückzukehren, und die blauen Augen begannen den Schwingungen des Amuletts zu folgen.

»Können Sie mich hören, Kitty?« fragte Zamorra leise.
Sie öffnete die Lippen.
»Ja«, hauchte sie.
»Gut, Kitty. Sie sind in Sicherheit, Sie sind bei Freunden. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Hören Sie? Sie haben keine Angst mehr. Sie sind ruhig. Ganz ruhig…«
Kittys Atemzüge kamen tief und regelmäßig. Ihr Gesicht war entspannt, die Lider senkten sich. Ganz langsam zog Zamorra das Amulett zurück – und das Mädchen lag in tiefer Trance, ohne sich zu rühren.
Der Professor konzentrierte sich.
»Erzählen Sie«, sagte er beschwörend. »Sie können sich erinnern, Kitty. Sie können sich wieder an alles erinnern.« Er griff nach ihrer Hand und drückte sie sanft. »Sie sind auf Mauna Loa. Es ist die Nacht zum Mittwoch – die Nacht vor meiner Ankunft. Erzählen Sie, was geschieht! Sie liegen in Bills Armen. – Und jetzt…!«
Er schwieg abrupt. Kittys Atem wurde schneller, ihre Lippen bewegten sich.
»Ich bin aufgewacht«, flüsterte sie. »Jemand… ruft nach mir. Ich weiß, daß mich jemand ruft, aber ich … weiß nicht, wer es ist.«
»Und weiter?«
Kittys Atem wurde ruhiger. Die Falten auf ihrer Stirn glätteten sich, und sie erzählte ohne das geringste Zögern und mit großer Sicherheit.
»Ich stehe auf. Ich gehe ans Fenster. Jetzt weiß ich, wer mich ruft. Es ist der Mann aus meinem Traum, der Mann mit den gelben Augen. Ich verlasse das Haus und gehe den Hügel hinauf. Er wartet zwischen den Felsen. – Er nimmt meine Hände, und ich trinke sein Blut. – Ich will noch mehr trinken. – Aber da ist Bill! Er hat ihn vertrieben. Er stellt Fragen, aber ich will nicht antworten, ich will nicht…« Zamorra atmete tief.
»Und in der nächsten Nacht?« fragte er beherrscht. »In der Nacht, als Bill und Dermot und ich die ›Aloha II‹ verfolgten?«
»Ich bin allein im Haus. Er ruft mich. Und ich folge ihm. Ich gehö- re zu ihm. Ich werde ihm immer folgen!«
»Auch jetzt noch?«
»Ja«, flüsterte Kitty. »Auch jetzt noch, wenn er mich ruft.«
»Und wo ist er? Wo ist er in diesem Augenblick?«
Ein angestrengter Zug trat auf Kittys Gesicht. »Ich… weiß nicht. Er ist da, aber ich weiß nicht, wo. Er ruft nicht. Warum ruft er mich nicht? Warum …?«
Zamorra zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Er starrte Bill an.
»Wir müssen sie von diesem Einfluß befreien«, sagte er, fast ohne die Lippen zu bewegen. »Wir müssen sie dazu bringen, daß sie sich wehrt, daß sie Widerstand leistet.«

Bill zuckte die Achseln. Sein Gesicht spiegelte Ratlosigkeit. Zamorra überlegte einen Moment, dann griff er erneut nach dem Amulett und ließ es vorsichtig auf Kittys Brust gleiten.

»Hören Sie, Kitty«, sagte er mit leiser, monotoner Stimme. »Sie werden ihn nie wiedersehen. Er will Ihren Tod, er will Sie verderben. Sie hassen ihn. Sie wehren sich gegen ihn. Hören Sie? Sie werden sich wehren!«

»Ich… werde mich wehren«, echote Kitty tonlos.

»Sie werden sich wehren mit Ihrer ganzen Kraft! Und wenn Sie seinen Ruf hören, werden Sie es uns sagen. Wir schützen Sie. Sie wollen ihn vernichten, und wir werden Ihnen dabei helfen. – Kitty?«

Sie schluckte. »Ja?«

»Was werden Sie tun, wenn er nach Ihnen ruft, Kitty?«

Schweiß perlte auf ihrer Stirn. Ihre Hände bewegten sich unruhig, als suche sie nach dem Amulett, dessen Kraft sie spürte.

»Ich… werde es sagen«, flüsterte sie. »Wenn er mich ruft, werde ich es Ihnen sagen. Ich … will ihn … vernichten. Ja, ja, ich will …«

»Gut, Kitty. Sie werden jetzt aufwachen. Sie werden alles vergessen, was geschehen ist. Aber wenn er Sie ruft, werden Sie sich wieder erinnern.« Zamorra zog das Amulett zurück und blickte prüfend in das schmale bleiche Gesicht. »Wachen Sie jetzt auf, Kitty«, sagte er nach einer Pause.

Ein Zittern überlief das Mädchen.

Ihre Lider flatterten, hoben sich. Mit einem tiefen Atemzug schlug sie die Augen auf… und sah vollkommen verständnislos von einem zum anderen.

»Wo… bin ich?« fragte sie unsicher. »Was ist überhaupt passiert, was …?«

Bill machte eine hilflose Geste. Zamorra übernahm die Initiative.

»Wir sind wieder auf Oahu, Kitty«, sagte er ruhig. »Sie hatten einen kleinen Unfall.«

»Unfall?« echote sie verwirrt.

»Nichts Schlimmes! Sie sind beim Baden mit dem Kopf gegen eine Felskante gestoßen und bewußtlos geworden. Wir mußten Sie zum Arzt bringen, aber außer einer kleinen Gehirnerschütterung ist Ihnen nichts geschehen. Daß Sie sich nicht an den Vorfall erinnern können, besagt nichts. Das kommt manchmal vor, meinte der Doktor.«

Kitty strich sich das Haar aus der Stirn. Mühsam richtete sie sich auf und lächelte dankbar, als Bill sie stützte.

»Seltsam«, murmelte sie. »Mir ist, als – als hätte ich endlos lange geschlafen und wirres Zeug geträumt. Aber jetzt ist alles in Ordnung, glaube ich.« Sie stockte und schien sekundenlang in sich hineinzuhorchen. »Ich habe Durst. Ich habe sogar ganz schrecklichen Durst…«

Bill eilte sofort zum Waschbecken, um ein Glas mit Wasser zu füllen. Kitty saß auf dem Bettrand, erschöpft und schweigsam. Sie blickte Bill entgegen, sie lächelte schwach – doch in derselben Sekunde, in der er ihr das Glas hinhielt, ging eine seltsame Veränderung mit ihr vor.

Sie reagierte nicht mehr.

Das Wasserglas war dicht vor ihrem Gesicht – doch sie schien es nicht zu sehen. Ganz langsam hob sie den Kopf, ihre Augen weiteten sich, und ihr Blick verlor sich in unvorstellbarer Ferne.

Zamorra sprang auf.

Kein Zweifel: Kitty war von einer Sekunde zur anderen wieder in Trance gefallen.

Und der Professor wußte nur zu gut, was das bedeutete…

***

Minuten später hatte er den Kontakt hergestellt.

Das Amulett lag jetzt um Kittys Hals. Das Mädchen zitterte am ganzen Körper, ihr Gesicht war weiß wie eine Wand – aber in ihren Augen lag eine ruhige Kraft, die nicht aus ihr selbst kam, sondern einer anderen Welt entstammte.

»Können Sie etwas hören, Kitty?« fragte Zamorra leise. »Hören Sie den Ruf?«

Sie nickte.

»Ja«, flüsterte sie. »Ich höre – ich höre ihn! Er ist… ganz in der Nähe. Ich … kann es nicht beschreiben. Aber ich … werde ihn finden.«

»Gehen Sie, Kitty! Gehen Sie, zeigen Sie uns den Weg!«

Sie nickte wieder.

Langsam, wie eine Marionette, die an unsichtbaren Fäden gezogen wird, stand sie auf, durchquerte den Raum und verließ das Haus mit traumwandlerischer Sicherheit.

Zamorra, Bill Fleming und Dermot Devlin folgten ihr. Die Straßen waren leer, niemand beobachtete den seltsamen Zug, der sich durch die Dunkelheit bewegte. Kitty ging zwei Schritte voran. Ab und zu blieb sie stehen, lauschte gespannt – und immer wieder vernahm sie den Ruf, folgte der Stimme und suchte sich ihren Weg durch die nächtlichen Straßen.

Als die schwarze dichte Hecke des alten Friedhofs auftauchte, wußte Zamorra, daß sie am Ziel waren. Kitty verharrte.

Unruhe schien sie zu erfassen. Ihre Hände tasteten nach dem Amulett, sie wandte sich um und suchte mit flackernden Augen Zamorras Blick.

»Hier«, flüsterte sie. »Hier ist es! Aber ich kann nichts mehr hören im…«

Der Professor lächelte beruhigend. »Es ist gut, Kitty. Sie haben genug getan. Sie werden hierbleiben, bei Bill und Dermot.«

Mit einer sanften Bewegung nahm er das Amulett wieder an sich.

Kitty erzitterte, drängte sich dicht an Bill Fleming. Dermot Devlin rieb sich das Kinn und zog die Unterlippe zwischen die Zähne.

»Und wenn der – der Kerl hier auftaucht, während Sie mit dem Amulett nicht da sind, Professor?« fragte er rauh. Zamorra griff in die Tasche.

Er brachte einen kleinen Lederbeutel zum Vorschein. Als er die Kordel aufzog, verströmte ein intensiver würziger Geruch.

»Getrockneter Knoblauch«, sagte der Professor. »Zerreibt es zwischen den Handflächen und bestäubt Hals und Nacken damit! Es ist ein absolut sicher wirkendes Mittel.«

»Knoblauch? Tatsächlich?« Zamorra nickte.

Als er Bill den Beutel reichte, waren seine Gedanken bereits anderswo. Er sah sich um, entdeckte die schmale Friedhofspforte.

Rasch huschte er hinüber – und er war nicht überrascht, als er feststellte, daß das rostige Schloß sofort nachgab. Der Friedhof lag still im fahlen Mondlicht.

Wind rauschte in den Kronen alter Bäume, schwarz hoben sich die Schatten von Wacholderhainen ab. An einigen Stellen schimmerte der weiße Marmor von Grabsteinen. Zamorra setzte sich langsam in Bewegung – und eine geheimnisvolle Kraft befähigte ihn, den richtigen Weg ohne das geringste Zögern zu finden.

Nach vier, fünf Minuten blieb der Professor stehen.

Ein Grabmal erhob sich vor ihm, gleiche Statuen flankierten den Eingang des Kuppelbaus. Die offenstehenden Flügel eines schmiedeeisernen Tores schimmerten matt im ungewissen Licht – und Zamorra wußte mit absoluter Sicherheit, daß sein Gegner im tiefen Schatten der Kuppel lauerte.

Er atmete tief durch.

»Graf Chaldras«, rief er. »Graf Chaldras – zeigen Sie sich!«

Eine Bewegung entstand.

Wie ein Schatten tauchte die Gestalt aus dem Dunkel. Eine hohe, hagere Gestalt, um deren Schultern sich der schwarze Umhang bauschte und deren bleiches Gesicht von satanischem Lachen verzerrt war.

Zamorra blieb ruhig stehen.

Noch hing das Amulett um seinen Hals, noch konnte es nicht seine volle Kraft entfalten. Langsam streifte er die Kette über den Kopf, schlang sie in gewohnter Weise um sein rechtes Handgelenk – doch den Körper des Vampirs schüttelte unhörbares Gelächter.

»Nein«, zischte er. »Nein, du bekommst mich nicht! Es gibt Türen, die selbst dir verschlossen sind. Willst du mir in die Tiefe des Grabes folgen? Willst du mir folgen in die ewige Finsternis und…«

Zamorra ging auf ihn zu. Einen Schritt, zwei, drei… Der Vampir wich

zurück, immer noch geschüttelt von diesem wahnwitzigen Gelächter – und als Zamorra einen weiteren Schritt machte, breitete die Bestie mit einer wilden Bewegung die Arme aus.

Etwas geschah mit ihm.

Sein Körper schien sich aufzulösen, zu zerfließen.

Die Konturen verblaßten; wo eben noch Stoff und Materie gewesen war, blieb nur ein durchsichtiger Schleier. Vor Zamorras ungläubigen Augen verwandelte sich der Untote, wurde zu einem Schauer tanzender Mondstäubchen – und Sekunden später waren auch die verschwunden.

Der Professor preßte die Lippen zusammen.

Blitzhaft tauchte in seinem Gedächtnis auf, was er über den Vampirismus je gehört, je gelesen hatte. Er wußte, daß diese Wesen sich teilen und auflösen konnten. Sie konnten die Gestalt von tanzenden Funken annehmen, für die selbst winzigste Ritzen kein Hindernis waren. Aber er wußte auch, daß sich sein Gegner nicht völlig zu entmaterialisieren vermochte und daß er trotz allem erreichbar blieb.

Er mußte noch hier sein.

Irgendwo… Mit zwei Schritten überwand der Professor die Marmorstufen, tauchte in den Schatten des Kuppelbaus und blickte sich um.

Er begriff sofort.

Die Grabplatte! Der schwere Steinblock, der den Zugang zur Gruft verschloß. Dorthin hatte sich Graf Chaldras zurückgezogen – und dorthin konnte ihm Zamorra tatsächlich nicht so einfach folgen.

Einen Moment lang zögerte er – dann straffte sich seine Gestalt. Er hob das Amulett. Langsam schwang es hin und her, erfüllte den Raum mit silbrigem Widerschein, und die Stimme des Professors klang ruhig und zwingend.

Er kannte die Formeln aus uralten Chroniken.

Er kannte sie – und er hoffte, daß sie wirken würden.

»Graf Chaldras!« sagte er laut. »Ich rufe dich, Graf Chaldras! Komm zurück! Ich befehle dir, zurückzukommen. Ich befehle es dir im Namen dessen, was stärker ist als stark, mächtiger als mächtig, größer als groß! Komm zurück! Im Namen der stärkeren Macht befehle ich dir, zurückzukommen!«

Sekundenlang blieb es still.

Zamorra rührte sich nicht, verharrte mit gespannten Sinnen. Irgendwo unter sich, in schwarzer Tiefe, glaubte er ein Stöhnen zu hören – und dann, ganz plötzlich, waren wieder die flimmernden Stäubchen da.

Es ging schnell.

Sehr schnell…

Graf Chaldras nahm Gestalt an mit einem wilden, fauchenden Schrei. Hell und hoch peitschte der Schuß aus Zamorras kleiner Pistole durch die nächtliche Stille. Die silberne Kugel traf genau ins Herz der Bestie, noch einmal brach ein hohler Schrei über die Lippen des Grafen – dann fiel er lautlos in sich zusammen und blieb liegen.

Sein Körper veränderte sich – aber diesmal war es keine Veränderung, die sein Wille befohlen hatte.

Verwesungsgeruch stieg auf.

Rasend schnell schien das Fleisch des Untoten zu faulen, zerfressen zu werden. Weiße Knochen wurden sichtbar, ein grinsender Totenschädel. Selbst das bleiche Gebein löste sich auf, schien eins zu werden mit der Erde, der es ein dunkler Fluch für Jahrhunderte entrissen hatte – und binnen Sekunden war das Skelett zu Staub zerfallen.

Schaudernd wandte Zamorra sich ab. Für ihn war hier nichts mehr zu tun, Rasch schob er die Pistole in die Tasche, streifte das Amulett wieder über den Kopf und verließ den Friedhof, so schnell er konnte…

***

Kitty vergaß alles, was geschehen war.

Nur noch eine leichte Erschöpfung blieb zurück, die sie selbst auf den vermeintlichen Unfall zurückführte. Bill verbrachte den Rest des Urlaubs mit ihr in Honolulu, damit sie sich endgültig von den Nachwirkungen der schrecklichen Ereignisse erholen konnte.

Nicole und Zamorra zogen es vor, doch noch zu dem Kongreß zu fliegen, den der Professor ursprünglich hatte besuchen wollen.

Sie wollten vergessen.

Auf Hawaii würde ihnen das nicht gelingen. Und als sie in Honolulu das Flugzeug bestiegen, wußten sie beide, daß es lange dauern würde, bis sie diese Inseln wieder unbefangen und unbelastet von bösen Erinnerungen betreten konnten…

ENDE